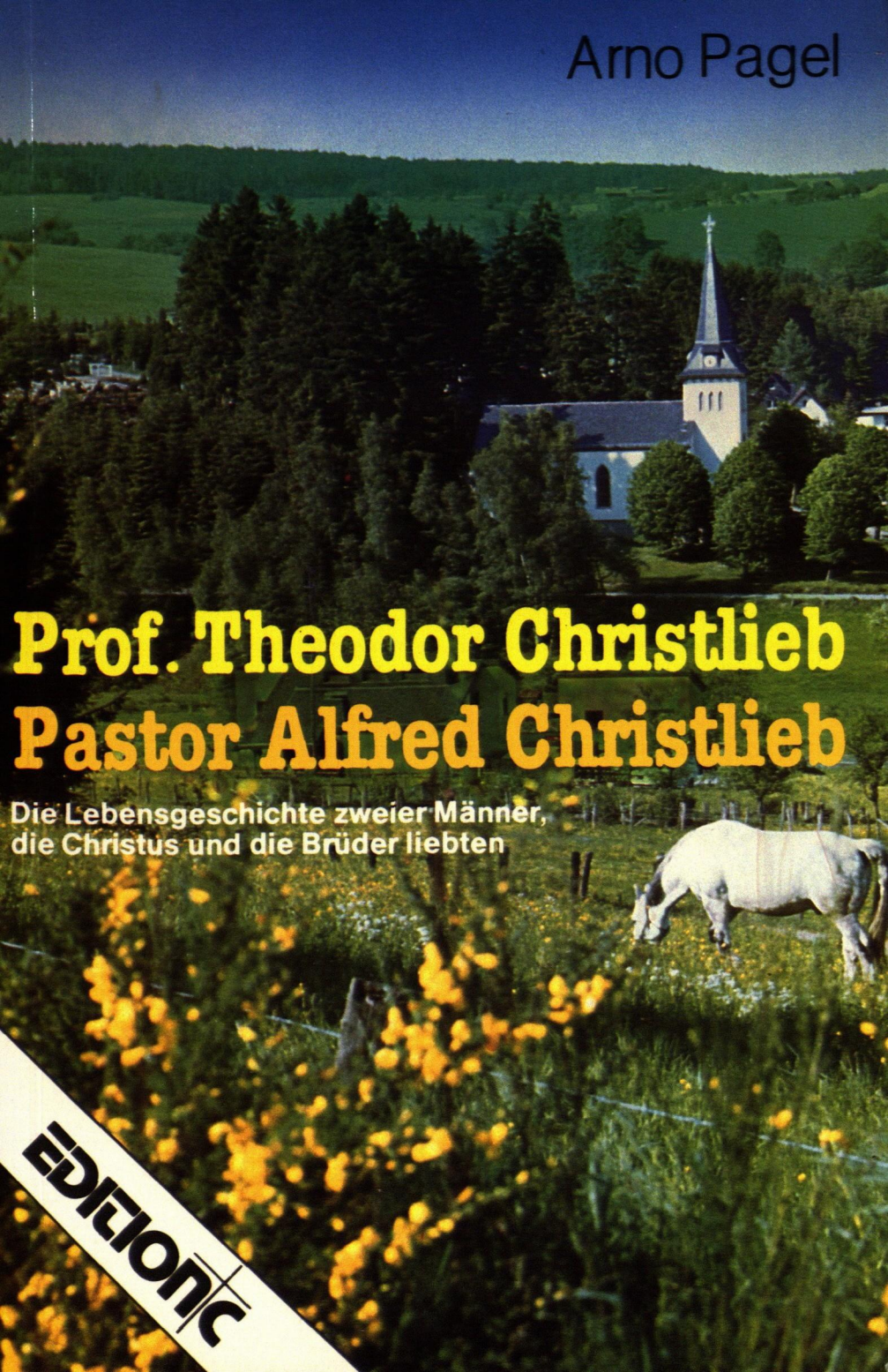


Arno Pagel



**Prof. Theodor Christlieb**  
**Pastor Alfred Christlieb**

Die Lebensgeschichte zweier Männer,  
die Christus und die Brüder liebten

**EDITION C**



**EDITION C**



Arno Pagel

Professor Theodor Christlieb  
Pastor Alfred Christlieb

Die Lebensgeschichte zweier Männer,  
die Christus und die Brüder liebten



Verlag der  
Liebenzeller Mission  
Bad Liebenzell

ISBN 3 88002 183 X (Verlag der Liebenzeller Mission)  
ISBN 3 87262013 X (Gnadauer Verlag)  
1. Auflage (überarbeitet) im Verlag der Liebenzeller Mission

(Bisher als Einzelbände veröffentlicht:

Professor Theodor Christlieb: Gnadauer Verlag, Offenbach, 1956

Pastor Alfred Christlieb: Brunnen-Verlag, Gießen und Basel, 2. Auflage 1957)

Alle Rechte vorbehalten, auch der auszugsweisen Wiedergabe und Fotokopie

© Copyright 1983 by Verlag der Liebenzeller Mission, Bad Liebenzell

Umschlagfoto: Kirche von Heidberg (Oberbergischer Kreis, Rheinland)  
(privat)

Satz: Setzerei Bleich, Straubenhardt-Schwann

Herstellung: St.-Johannis-Druckerei, Lahr-Dinglingen

Printed in W.-Germany

# Vorwort

Die beiden Biographien über Theodor und Alfred Christlieb sind früher von zwei verschiedenen Verlagen in gesonderten Büchlein veröffentlicht worden. Nun erscheinen sie noch einmal in einem Band vereinigt.

Für die Herausgabe sprechen zunächst zwei Gedenktage. Der 150. Geburtstag von Theodor Christlieb fällt auf den 7. März 1983. Sein Sohn Alfred wurde am 21. Januar 1934 heimgerufen. Der Todestag jährt sich also 1984 zum 50. Male.

Die Gedenktage fallen in zeitliche Nähe. Viel wichtiger ist aber die geistliche Nähe, in der Vater und Sohn verbunden sind. Der Untertitel des Buches weist darauf hin: „Die Lebensgeschichte zweier Männer, die Christus und die Brüder liebten“.

Christlieb – was für ein schöner Name! Die beiden Christliebs hießen nicht nur so, in ihrem Namen ist vielmehr ausgesagt, was ihres Lebens tiefste Freude und verpflichtender Auftrag war. Sie kannten und liebten Christus als ihren Heiland und Herrn und waren allen Jüngern Jesu in brüderlicher Liebe verbunden. Sie wollten andere zu Christus rufen, daß sie ihn auch lieben und seine Zeugen sein sollten. Der Vater Theodor tat das als akademischer Lehrer, der Sohn Alfred als Gemeindepfarrer. Aber weit über ihren engeren Rahmen hinaus waren der Professor und der Pastor dem ganzen Volk Gottes in Deutschland bekannt und wurden von ihm geliebt.

Möge der Bericht von ihrem Leben und Wirken noch einmal eine freundliche Aufnahme finden!

Im März 1983

Arno Pagel

# Inhalt

Vorwort	5
Theodor Christlieb	7
In der schwäbischen Heimat	8
London und Friedrichshafen	12
21 Jahre in Bonn	17
Er hat etliche gesetzt zu Evangelisten	25
Weiter Blick und weites Herz	34
Gnadau 1888	41
„Von allem müssen wir Abschied nehmen, nur nicht von dir, Herr Jesu“	45
Der große Gott in den Händen eines Menschen (Eine Predigt über 2. Mose 32, 7-14)	53
Aus: „Moderne Zweifel am christlichen Glauben“	
Die Auferstehung steht fest!	62
Zur Wunderfrage	63
Voltaire und Paulus	66
Blicke in Christliebs Tagebuch	68
Literatur	75
Alfred Christlieb	76
Ein herrlicher Vater	77
Aus der Jugendzeit	81
O du schöner Westerwald!	83
Station Nümbrecht	86
„Da oben im Heidland“	89
Am Rande der Ewigkeit	94
Ein Studentenbrief vom Jahre 1903	97
Der Bischof von Heidberg	102
Die auswärtigen Dienste	107
Seelsorger für allerlei Leute	112
„Der Heiland ist zu uns gekommen!“	117
Ein Prediger läßt sich predigen	122
Letzte Krankheit und seliger Heimgang	126
Der Schatzgräber Gottes	132
„Züge aus Elias Leben“	137
„Ich bin unter Gott!“	140
Eine einzigartige Paulus-Biographie	142
Noch einmal: Alfred Christlieb, der Beter	151





**Theodor Christlieb**

# In der schwäbischen Heimat

Die Anfänge der Familie Christlieb verlieren sich in den abenteuerlichen Zeiten der Türkenkriege, als 1688 Truppen des deutschen Kaisers zum erstenmal Belgrad belagerten und eroberten. Als „Kriegsbeute“ fand damals ein deutscher Offizier einen türkischen Jungen, der in einem Backofen versteckt war. Das Kind trug schöne Kleider und reichen Schmuck. Das wies auf eine vornehme Abstammung hin. Von seiner Familie war keine Spur mehr zu entdecken. Der Offizier nahm den Jungen mit in seine Heimat und erfreute mit diesem nicht alltäglichen Geschenk seine Frau, die schwer unter ihrer Kinderlosigkeit litt. Liebevollere Eltern konnte der Türkenjunge nicht finden. Er wurde getauft und bekam den Namen Christlieb. Dieser Friedrich August Christlieb wurde ein so tüchtiger Tapezierer, daß er als Hoftapezierer an den Hof des Markgrafen von Baden-Durlach und später des Grafen Eberhard von Württemberg geholt wurde.

Es gingen aus dem bald im Schwabenland fest verwurzelten Geschlecht der Christliebs eine Reihe von tüchtigen Theologen hervor. Ein besonders wackerer Mann war Theodor Christliebs Vater, der mit dem wichtigen Amt des Dekans von Ludwigsburg betraut wurde. Vorher hatte er eine Landpfarrstelle in Birkenfeld im württembergischen Schwarzwald inne. Dort wurde ihm am 7. März 1833 sein Sohn Theodor geboren. Dieser war den Eltern – wie es der gewählte Name bezeugt – als Gottesgeschenk willkommen und tröstete sie über den Verlust von zwei Jungen, die früh gestorben waren. Theodor war anfänglich ein recht zartes Kind, erstarkte aber bald in der gesunden Schwarzwaldluft. Er hatte einen lebhaften Geist und überraschte früh seine Eltern und die älteren Schwestern mit allerlei nachdenklichen Fragen. Mit Spielzeugen wurde er nicht verwöhnt, ein biblisches Bilderbuch war der unzertrennliche Begleiter durch die Kinderjahre.

Von Natur hatte Theodor Christlieb einen tüchtigen Schuß Ungeduld und Ungestüm in seinem Temperament. Sein Wille zeigte sich früh kämpferisch und zur Unbeugsamkeit geneigt. Die Gnade hatte ein Leben lang an ihm zu formen, bis sie ihn dem Bilde dessen ähnlich machte, der sanftmütig und von Herzen demütig war. Es war hart, aber für seine charakterliche Entwicklung heilsam, daß er schon als Zehnjähriger von zu Hause fort mußte. In Tübingen besuchte er vier Jahre lang die Lateinschule. Er hatte dort einen sehr strengen Lehrer. Die glück-

lichste Zeit im Jahr waren immer die Ferien, erst im Schwarzwälder Heimatdorf, dann in Ludwigsburg. Wenn es das Wetter erlaubte, stürmten die jungen Lateiner bei Ferienbeginn mit ihrem Ranzen auf dem Rücken los und strebten durch die Wälder und über die Berge ihrem Ferienziel zu. Christlieb hat im Rückblick späterer Jahre über die harte Tübinger Disziplin dankbarer geurteilt, als man das von dem nach Freiheit hungernden Jungen erwarten konnte. Er wäre sicherlich nicht ein so intensiver Arbeiter geworden, wenn nicht in Tübingen die Grundlagen der Pünktlichkeit, des Fleißes und der Ausdauer gelegt worden wären.

Als Vierzehnjähriger wurde Theodor in Ludwigsburg konfirmiert. Bei der Handauflegung seines Vaters schloß sich sein junges Herz in heiligem Geloben dem lebendigen Gott auf. Ihm wollte er mit Leib, Seele und Geist gehören und sein Leben in seinen Dienst stellen. Der Mann hat gehalten, was der Junge versprach! Von seinen Konfirmationsgeschenken hat Theodor Christlieb die Bibel mit der Widmung des Vaters immer in besonderen Ehren gehalten. Noch an seinem Todestag hat er sich daraus gestärkt. Der Vater hatte hineingeschrieben: „In diesem Buch gebe ich meinem lieben Sohn Theodor einen Garten, den Gott selber mit Blumen und Früchten für ihn gepflanzt hat. Erquicke dich oft in diesem schönen Vorhof der Ewigkeit, wo Du all Dein Sehnen und Wünschen erfüllt finden wirst! Möge bei jedem Schritt, den Du in den Garten hineingehst – und ich hoffe, daß es viele sein werden –, der Herr des Gartens selber Dir begegnen und Dir seine Gemeinschaft schenken!“

Nun ging es auf die bekannte „Klosterschule“ in Maulbronn zur Vorbereitung auf das theologische Studium. Dort wurde Christlieb der Mittelpunkt eines Freundeskreises, dessen Glieder zum Teil durchs ganze Leben verbunden blieben. Sein Einfluß auf seine Mitschüler war groß. Es war eine saubere Atmosphäre um ihn, Gemeines machte sich in seiner Gegenwart nicht breit. Von 1851 bis 1855 studierte Christlieb in Tübingen. Dort wohnte er in dem berühmten „Stift“. Tobias Beck und Christian Ferdinand Baur waren seine Lehrer. Ganz und gar gegensätzliche Welten verkörperten diese beiden Professoren. Baur war ein genialer Kirchen- und Dogmenhistoriker, der aber das Neue Testament kritisch auflöste und das Urchristentum zu deuten versuchte mit Hilfe des Hegelschen Entwicklungsgedankens. Das Judentum des Petrus stand für ihn im Gegensatz zum paulinischen Heidenchristentum, von dem das Lukasevangelium be-

herrscht wird. Markus vermittelt, und im Johannesevangelium wird nach Baur der Ausgleich der Gegensätze in Richtung auf die frühkatholische Kirche vorbereitet.

Baur ist für Christlieb keine Gefahr gewesen. Er hat sich seinen negativen Ideen nicht geöffnet. Um so mehr aber hat ihn Beck beeinflusst und geprägt. Dessen Theologie war guter schwäbischer Pietismus in der Linie Bengels und Oetingers. Von der biblischen Offenbarung und der Autorität der Heiligen Schrift ließ er sich nichts abmarkten. Er stand nicht nur auf dem Katheder seinen Mann, sondern war ein wahrer Seelsorger seiner Studenten. Viele verdanken ihm den Anstoß zur Glaubensgewißheit. Als Theodor Christlieb später selber Professor der Theologie war, hat er dem Vorbild Becks gerade in der persönlich-seelsorgerlichen Art seiner Arbeit nachgeeifert.

Im Homiletischen Seminar in Tübingen hat Christlieb seine erste Predigt gehalten. Bei diesen Seminarpredigten saßen der Lehrer und die Studenten mit sehr wachsamem Ohren dabei. Die letzteren zerzausten in unerbittlicher Kritik die Rede ihres Kommilitonen meistens viel heftiger als der zur Barmherzigkeit mit dem Anfänger neigende Professor. Bei Christlieb verlief die Sache aber ganz anders. Er zog die Zuhörerschaft völlig in seinen Bann. Das mit schöner musikalischer Stimme und natürlicher Beredsamkeit, vor allem aber mit Vollmacht und aus der Tiefe eigener Erfahrung vorgetragene Zeugnis war völlig anders als die meist von Kopf- und Buchwissen beherrschten Predigtversuche, die man sonst im Seminar vernahm. Hier wagte sich hinterher keine Kritik hervor. Der Professor sagte: „Hüten Sie, was Ihnen anvertraut ist!“

In einer in englischer Sprache verfaßten Erinnerungsskizze, in der Christliebs Gattin nach dem Tode ihres Mannes liebevoll dessen Leben und Wirken beschrieben hat, ist das Bild des jungen Theologen am Ende seines Studiums folgendermaßen gezeichnet: „Mannigfaltig waren die Talente, die Christlieb verliehen waren: eine volle, reich musikalische Stimme, die im Sprechen und Singen die Hörer entzückte; eine poetische Begabung, die ihn befähigte, seine tiefen Gedanken in die dazu passende Sprache zu kleiden; ein schöner, gut entwickelter Körper; Gesichtszüge von einer Regelmäßigkeit, daß die Hand eines Bildhauers sie gemeißelt haben könnte; ein blitzendes Auge; eine nicht alltägliche Beredsamkeit. Alle diese Gaben, auf den Altar Gottes gelegt und mit der Kohle des lebendigen Feuers berührt, versprachen große Dinge.“

Nach Beendigung des Studiums wurde Christlieb für ein Jahr Hauslehrer in einer französischen adligen Familie in Montpellier. Bei seinem raschen Temperament hatte er es mit seinen verwöhnten Zöglingen nicht immer leicht. Der Umgangston in der Familie war von einem christlichen, der Christliebs Element war, weit entfernt. Ihm kam das Jahr als eine Art Haft vor. Die schönsten Lichtblicke waren Reisen in die Pyrenäen und nach Nordspanien.

In die Heimat zurückgekehrt, wurde Theodor Christlieb Vikar bei seinem Vater, dem Dekan von Ludwigsburg. Dieser ordinierte ihn am 26. Oktober 1856 zum Predigtamt. Die Leute verehrten ihren Dekan, aber zu den Predigten seines Sohnes gingen sie lieber. Bauern aus den umliegenden Dörfern sprachen es offen aus: „Hochwürden wissen, wie wir alle zu Ihnen aufschauen und durch Ihre Predigten gesegnet werden, aber Hochwürden dürfen nicht beleidigt sein, wenn wir sagen, daß der junge Sohn besser predigen kann als Sie.“ Der Vater war nicht neidisch, sondern freute sich dankbar an den Gaben, die Gott seinem Jungen gegeben hatte.

In Ruit, einem Dorf ganz in der Nähe von Stuttgart, wohin Christlieb als Pfarrverweser berufen wurde, kam er zum erstenmal mit den Pietisten, den schwäbischen Stundenleuten, in Berührung. Es ging ihm dort auf, was er später immer wieder mit so großem Nachdruck betonte, daß das Zeugnis und der Dienst biblisch urteilsfähiger Laien ein ganz großer Segen für die Kirche ist. Er besuchte die Gemeinschaftsstunden und übte sich in der schönen Kunst, die er später so ausgezeichnet beherrschte und die ihn vielen so liebenswert machte: ein Bruder unter Brüdern zu sein. Gerne lernte der Pfarrverweser von den schlichten Christen, und der berühmte Professor in Bonn hielt es später auch noch so. In der kleinen Gemeinde fand Christlieb Zeit zu wissenschaftlichen Studien. Er schrieb eine Arbeit über den frühmittelalterlichen Theologen Johann Scotus Erigena und erwarb damit den philosophischen Doktorgrad in Tübingen.

# London und Friedrichshafen

Das Jahr 1858 brachte eine wichtige Wendung. Ein Studienfreund Theodor Christliebs, ein Sohn des bekannten Stuttgarter Prälaten Sixt Kapff, hatte einige Zeit unter den Tausenden von Deutschen im Norden Londons gearbeitet. Es war ihm gelungen, den Schulsaal einer anglikanischen Kirchengemeinde zu bekommen und darin regelmäßige deutsche Gottesdienste abzuhalten. Als ihn andere Pflichten nach Deutschland zurückriefen, schlug er dem Kirchenvorstand vor: Beruft Theodor Christlieb als meinen Nachfolger. Wenn einer das angefangene Werk zu gesegnetem Wachstum führen kann, dann ist er es. – Christlieb nahm die an ihn ergehende Berufung an und wurde im Oktober 1858 als Pfarrer der deutschen Gemeinde in Islington im Norden Londons eingeführt.

Der Schulsaal erwies sich bald als zu klein, so wuchs die Hörschar bei den Predigten. Der Tatkraft des jungen Pastors gelang es, der Gemeinde zu einer eigenen Kirche zu verhelfen, in der er in den letzten vier Jahren seines Londoner Aufenthalts predigte. Schon hier in Islington zeigte sich die besondere Begabung Christliebs, mit seinen Predigten die Gebildeten anzusprechen und zugleich den schlichten Leuten verständlich zu sein. Den vielen gebildeten Deutschen in der englischen Hauptstadt, die religiös gleichgültig waren oder sich der modernen Kritik am biblischen Glauben angeschlossen hatten, sah sich der Pfarrer von Islington besonders verpflichtet. Er hielt für sie im Winter 1863/64 apologetische Vorträge, in denen er sich u. a. mit folgenden Themen beschäftigte: „Die gegenwärtige Kluft zwischen Bildung und Christentum“ – „Die moderne Leugnung des Wunders“ – „Die neueren Angriffe auf die Urkunden des Christentums“. Aus diesen Vorträgen, die später in erweiterter Form in der Schweiz wiederholt wurden, ist Christliebs Buch *Moderne Zweifel am christlichen Glauben für Suchende erörtert* erwachsen. Die apologetischen Bemühungen Christliebs blieben nicht ohne Frucht und Segen. Noch viele Jahre später erreichten ihn dankbare Zeugnisse aus den verschiedenen Teilen der Welt von Hörern jener Abende in der Londoner Albion Hall.

Etwas anderes für Christlieb Charakteristisches trat auch schon in der Londoner Zeit in Erscheinung: das Auskaufen der Zeit. Er hätte vielen Einladungen wohlhabender Gemeindeglied-

der zu ihren Mittagstischen und Abendgesellschaften folgen können. Unterhaltungen mit dem interessanten und belesenen jungen Pastor waren begehrt. Aber dieser ließ sich selten zu solchen gesellschaftlichen Besuchen verlocken, es sei denn, es konnte irgendein geistlicher oder sozialer Zweck damit verbunden werden. Die Zeit schien ihm sonst unverantwortlich vergeudet zu sein. Doch immer hatte er Zeit, immer war er bereit, wenn ihn die Armen, die Kranken, die Verlorenen brauchten. Dann war ihm kein Weg zu weit, keine Mühe zu groß. Mehr als einen, der im Strudel der Weltstadt unterzugehen drohte, hat er vor Scheitern und Schande, wenn nicht gar vor dem Selbstmord retten helfen.

So treu Christlieb seiner Gemeinde in Islington gehörte und diente – er machte in London die Augen und das Herz weit auf für alles, was im Reich Gottes geschah. In jener Zeit gewann er seine umfassende Kenntnis des englischen kirchlichen Lebens in der Heimat und in den weltweiten Missionsbestrebungen. In seinem ökumenischen Weitblick kam ihm kaum ein zweiter Theologe seiner Zeit gleich. Der deutsche Pastor gewann seine Freunde unter den Geistlichen der englischen Staatskirche und der Freikirchen. Er selber verspürte bei aller Hochachtung für das aktiv-missionarische Christentum gerade der englischen Freikirchen allerdings nie Lust, Freikirchler zu werden. Er wurzelte fest in deutscher volkscirchlicher Tradition. Er sagte aber seiner Heimatkirche deutlich und dringlich, was man von England lernen könne. Hören wir über das angelsächsische Christentum sein Urteil:

*„Es liegt in der englischen und amerikanischen Art des Christentums ohne Frage vieles, was uns Deutschen zunächst etwas befremdlich ist, bei dem wir uns fragen müssen, ob wir das je nachahmen können und sollen und ob wir es nach unserer eigentümlichen kirchlich-theologischen Bildung annehmen dürfen. Es ist sehr natürlich, daß wir in diesem, wenn ich sagen darf, kirchlichen oder auch theologischen Partikularismus gegenüber Neuem und Fremdem, was nicht recht in unsere Art paßt, etwas mißtrauisch sind. So ist es mir überall in England, auch zum Teil in Amerika, bei ähnlichen Versammlungen ergangen. Aber ich habe die Erfahrung machen können, daß wir doch unrecht tun, wenn wir unsern Maßstab zum voraus an alles, was uns noch fremd ist, anlegen. Wenn uns auch vieles, wie man sagt, wider den Mann ist, lassen wir es einstweilen – vielleicht erkennen wir doch mit der Zeit, daß auch daraus etwas Gutes kommen kann.“*

*Was ich in England besonders schätzen lernte, das ist vor allem der Ernst, der überall mit der Bekehrung gemacht wird, der klare und scharfe Unterschied, den auch die Gemeinden zwischen Bekehrten und Unbekehrten und Halbbekehrten ziehen, das ernste Drängen auf persönliche Wiedergeburt des einzelnen, die Treue der evangelischen Geistlichen in der Seelsorge, das rege Mitwirken der Laien zur Erbauung der Gemeinde, die Teilnahme der Kirchenältesten in der Seelsorge, die Opferwilligkeit von arm und reich und die ganze lebendige Selbsttätigkeit der Gemeinde, die sich nicht bloß erbauen läßt, sondern auch sich selbst erbaut nach dem Wort des Apostels Petrus 1. Petri 2, 5: Als die lebendigen Steine bauet euch zum geistlichen Hause!\*\*)*

In London fand Theodor Christlieb die Lebensgefährtin. Sein reges Missionsinteresse führte ihn in viele Missionskreise. Darunter war auch das Haus des württembergischen Indienmissionars Jakob Weitbrecht, der einst unter Ludwig Hofackers erwecklicher Predigt zum lebendigen Glauben gekommen und nach seiner Ausbildung im Basler Missionshaus in den Dienst einer englischen Missionsgesellschaft getreten war. Weitbrecht war längst heimgegangen, die Liebe seiner Witwe, einer Engländerin, aber gehörte unverändert der Mission. Ihr Haus war ein Treffpunkt vieler Missionsfreunde. Auch Christlieb kehrte dort ein und fand in der ältesten Tochter Emily die Gefährtin seines Lebens und Dienstes.

Fast acht Jahre blieb Christlieb in London. Danach wäre er beinahe in eine andere europäische Hauptstadt übergesiedelt, nämlich nach St. Petersburg. Im Frühjahr 1865 kam eine Abordnung deutscher Herren aus der damaligen russischen Hauptstadt angereist, die Christlieb den Ruf an ihre lutherische St.-Peter-Gemeinde überbrachten. Es war die wohlhabendste und einflußreichste deutsche Gemeinde in Petersburg. Aber Gottes Weg mit Theodor Christlieb war ein anderer.

Zur selben Zeit, als sich die Männer aus Petersburg um ihn bemühten, kam eine überraschende Einladung aus Friedrichshafen am Bodensee, Christlieb möge dort an einigen Sonntagen predigen. In Friedrichshafen hielt der württembergische König während des Sommers Hof. Der evangelische Pfarrer von Friedrichshafen war also so etwas wie ein Hofprediger, und der König von Württemberg war an der Besetzung der Stelle mit einem

---

\*) Die in die Lebensbeschreibung eingefügten längeren Auslassungen Christliebs sind immer in Schrägschrift wiedergegeben.



tüchtigen Mann persönlich sehr interessiert. Was war das für Christliebs alte Eltern eine Freude, als sie von der Einladung hörten! Es stand für sie fest, daß Theodor annehmen müsse. Er tat es auch, und eine einzige Predigt genügte, um den König zu überzeugen: Christlieb ist der rechte Mann für Friedrichshafen!

Im Oktober 1865 war Christlieb wieder in der schwäbischen Heimat. Die geistlichen Anregungen, die er in London mit so weitem Herzen aufgenommen hatte, gab es in Friedrichshafen nicht. Aber es war auch kein enges Arbeitsfeld. Es gab in der Gemeinde viel zu tun. Mancherlei Besuche deutscher und fremder Fürsten brachten Gewinn und Abwechslung. Christlieb knüpfte manche Verbindungen. Als der spätere Kaiser Wilhelm II. im Schloß zu Friedrichshafen einen Besuch machte, lernte er auch Christlieb kennen und schätzen.

Zu den pfarramtlichen Pflichten kam eine Aufgabe hinzu, die Christlieb als Last empfand. Es gab eine unter königlicher Aufsicht stehende Mädchenschule in Friedrichshafen, deren Direktor normalerweise der Pfarrer war. Es fiel ihm in den oberen Klassen ein Teil des Unterrichts in Geschichte, Literatur und andern Fächern zu. Die Zeit und Kraft dafür erschien Christlieb ähnlich vergeudet, wie wenn er in London den gesellschaftlichen Einladungen der reichen Leute gefolgt wäre. Er bat den König, ihn von dieser Aufgabe zu befreien, was auch bereitwillig gewährt wurde. Christlieb scheute keine Arbeit, aber es war ihm leid um jede Stunde, die seiner eigentlichen Berufung, das Reich Gottes ausbreiten zu helfen, entzogen wurde. Da fuhr er lieber in die benachbarte Schweiz zu apologetischen Vorträgen nach St. Gallen, um die Bemühungen von London intensiver und vertiefter fortzusetzen. Viele wünschten den Druck seiner Vorträge, der dann auch erfolgte.

König Karl und Königin Olga von Württemberg gaben Christlieb manche Beweise ihrer Gunst. Während ihres sommerlichen Aufenthalts in Friedrichshafen versäumten sie keinen Gottesdienst. Die Königin war eine russische Zarentochter. Sie war Glied der orthodoxen Kirche ihres Heimatlandes geblieben. Sie war aber sehr aufgeschlossen für die biblischen Wahrheiten. Oft bat sie Christlieb nach dem Gottesdienst ins Schloß, um mit ihm über die Predigt zu sprechen und Antwort auf ihre mancherlei Fragen zu finden. Die Königin, die kinderlos geblieben war, war entzückt über die Veränderung zum Guten, die der Hofprediger mit ihrer launischen und eigenwilligen zwölfjährigen russischen

Nichte Wera zuwege brachte. Das verzogene Mädchen hatte an ihren bisherigen Lehrern und Erziehern nach Belieben ihre Launen ausgelassen. Als sie das auch bei Christlieb, der ihr Unterricht zu geben hatte, versuchte, machte dieser kurzen Prozeß. Er legte seine Uhr auf den Tisch und erklärte energisch, er warte jetzt fünf Minuten; wenn sich in der Zeit die Prinzessin bequeme, Vernunft anzunehmen, beginne er die Stunde, sonst stehe er auf und gehe seiner Wege. So deutlich hatte noch niemand mit der bockigen Prinzessin zu reden gewagt, und siehe da, sie verstand diesen Ton und gab ihren Willen unter den stärkeren ihres Lehrers gefangen. Sie wurde eine eifrige Schülerin, die dankbar an Christlieb hing. Ihr Charakter entwickelte sich prächtig.

Kein Wunder, daß das Königspaar sehr betrübt war, als nach nur drei Jahren Tätigkeit in Friedrichshafen Christlieb einem Ruf des preußischen Kultusministers folgte und eine theologische Professur in Bonn übernahm. Man versuchte ihn zu halten, indem man ihm eine Hofpredigerstelle in Stuttgart in Aussicht stellte. Auch die Eltern bestürmten den begabten Sohn, in der württembergischen Heimat zu bleiben. Aber Christlieb sah seinen Weg klar vor sich. Zwar erschrak er, der noch verhältnismäßig junge Mann, vor der verantwortungsvollen Aufgabe, die an der neuen Wirkungsstätte auf ihn wartete. Was für eine gewaltige geistige Arbeit würde von ihm verlangt werden! Aber wenn er daran dachte, daß der Bonner Lehrstuhl für Praktische Theologie die herrliche Möglichkeit bedeutete, auf Generationen von Pastoren geistlich und erzieherisch einzuwirken, dann verblaßte vor der Größe und der Wichtigkeit dieses Auftrags all das Verlockende einer noch so schönen Gemeindegemeinschaft oder Hofpredigerstelle.

# 21 Jahre in Bonn

Die Universität, an der Theodor Christlieb mit dem Wintersemester 1868 seine Vorlesungstätigkeit begann, war verhältnismäßig jung. Sie war 1818 gegründet worden. An ihr verbrachten die preußischen Prinzen einen Teil ihrer Studienzeit, so auch der spätere Kaiser Wilhelm II. Als der neue erst 35 Jahre alte Professor für Praktische Theologie und Universitätsprediger Christlieb in Bonn einzog, gab es unter den Studenten und den Gliedern der evangelischen Gemeinde ein reges Fragen: Was ist das für ein Mann? Nun, Christlieb ließ die Leute nicht lange im Zweifel, wer er war und was er wollte. Seine erste Predigt war von einer herzerfrischenden Deutlichkeit.

Die Predigt behandelte den Text 1. Korinther 1, 17 u. 18: „Denn Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen, nicht mit klugen Worten, auf daß nicht das Kreuz Christi zunichte werde. Denn das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren gehen; uns aber, die wir selig werden, ist's eine Gotteskraft.“ Es wurde eindeutig klar: Der neue Mann, der nach Bonn gekommen war, wollte es mit dem Apostel Paulus halten und den gekreuzigten Heiland verkündigen. Auf drei Fragen, die Christlieb aus der Mitte der Gemeinde an sich gerichtet spürte, gab er Antwort: 1. Wer hat dich gesandt? Christus der Herr! 2. Was willst du uns predigen? Das Evangelium, aber nicht mit klugen Worten! 3. Welches ist dein Glaube? Daß das Evangelium die rettende Kraft Gottes ist!

Der Prediger schloß mit dem klaren, tapferen Wort, daß ihm die Autorität eines jeden Satzes aus dem Apostolischen Glaubensbekenntnis feststehe und er sich davon nichts abmarkten lasse. In der Eindringlichkeit und Klarheit dieses seines ersten Zeugnisses hat Christlieb die ganzen 21 Jahre seiner Wirksamkeit gepredigt. Es sammelten sich unter seiner Verkündigung die vornehmen Leute und das einfache Volk, große Geister und schlichte Glaubende. Es war wie in London: Er wurde allen alles, aber ohne das Geringste vom ganzen, klaren, rettenden Evangelium abzustreichen. Es gab genug kritische Leute, die Christliebs Glaubensstandpunkt nicht teilten, die sich aber trotzdem nicht gerne eine Predigt von ihm entgehen ließen. Schon rein gedanklich-sprachlich waren diese Predigten oft Meisterstücke. Ein urteilsfähiger Hörer hat von ihnen gesagt: „Die rhetorischen

Künste des Kanzelredners verschmähte Christlieb, seine Rede war meist einfach, er redete aus innerster Überzeugung, behandelte die ihm vorliegenden Schriftworte gründlich und in klarer Gedankenentwicklung, wobei freilich seine Predigten nicht selten etwas lang, also über das übliche Zeitmaß gerieten, aber es drängte ihn dazu. Seine aus reicher innerer Erfahrung stammenden Zeugnisse boten eine Fülle von Schriftgedanken und Glaubenserfahrungen und verfehlten so auf Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete nicht ihren tiefen Eindruck.”

Schließen wir gleich noch ein Zeugnis über den Prediger Christlieb aus der Feder eines seiner zahlreichen englischen Schüler und Freunde an, wie es einer englischen Ausgabe seiner ausgewählten Predigten beigegeben worden ist:

„Christlieb predigen zu hören, war etwas, das man nie vergessen kann. Während die Gemeinde ein Lied sang, sah man den kräftigen Mann mit festem Schritt, aber blassem und ernstem Gesicht die Kanzel besteigen. Seine ganze Erscheinung war die eines Mannes, der eine wichtige Botschaft zu überbringen hat. Manchmal schienen sogar die Lippen in unterdrückter innerer Erregung zu beben. In seinen Augen schien das Leuchten aus einer andern Welt zu stehen. Zuerst las er ehrfürchtig und ruhig den Text und entfaltete seine Bedeutung. Im weiteren Verlauf der Predigt konnte er in heiligem Sarkasmus irgendeine Form des Unglaubens angreifen, dann wieder furchtlos eine Sünde nennen, die die Menschen versklavt, dann den Heiland und seine Liebe zärtlich ausmalen, dann die Sünder bitten, sich mit Gott versöhnen zu lassen. Bei alledem fühlte man, daß man einem wahrhaftigen und treuen Lehrer der Menschen, einem machtvollen Prediger des ewigen Evangeliums zuhörte. Seine Predigtstätigkeit war ein Segen für Tausende, nicht nur für seine Studenten, sondern für die breite Öffentlichkeit.”

Nach diesem kurzen allgemeinen Überblick über Christliebs Wirken als Prediger kehren wir nun wieder zum Anfang seiner Bonner Zeit zurück. So wie in der ersten Predigt die Posaune einen herrlich klaren Ton gab, so ließ er in seiner ersten Vorlesung die Studenten merken, daß er kein trockener Vermittler von theologischem Wissen zu sein gedenke, sondern daß er den Heiland liebe und junge Männer für ihn werben und sie zürüsten wolle, seine Zeugen zu sein. Folgendermaßen stellte er sich den Hörern vor: „Mein Name ist Christlieb, und das soll auch mein Programm sein; denn Christum lieben ist besser denn alles Wissen.”

Christlieb wollte nicht nur in akademischer Distanz Vorlesungen halten, er wollte vor allem Seelsorger und Freund seiner Studenten sein, wie er das so vorbildlich an seinem Tübinger Lehrer Beck gesehen hatte und wie es auch von dem Hallenser Professor Tholuck, einem der großen Studentenväter des 19. Jahrhunderts, bekannt ist. Sein Herz und Haus war immer offen für seine jungen Freunde und Brüder, zu denen er nie in die Vorlesung ging, ohne vorher für sie Fürbitte getan zu haben. An den Sonntagen lud er zu „Offenen Abenden“ ein. Da sprach er, der selber noch so jugendliche Professor, zu seinen jungen Gästen über all die Fragen, die seinen Geist bewegten und für die in der Vorlesung kein Raum war. Da zeigte sich seine umfassende Kenntnis des religiösen und kirchlichen Lebens Deutschlands und der andern, besonders der angelsächsischen Länder. Begeistert konnte er von Erweckungen und Erweckungspredigern reden. Über neue theologische Bücher, über kirchliche Kämpfe und theologische Streitfragen, auch über wichtige Ereignisse in der Politik wurde gesprochen. Das alles geschah immer so, daß den Studenten nicht nur ein unterhaltsamer Abend bereitet wurde, sondern daß sie an die Schönheit und Verantwortung des Amtes gemahnt wurden, in dem sie ihrem Herrn als Zeugen dienen sollten.

Auf den Namen und den Auftrag des Zeugen – darauf legte Professor Christlieb den allergrößten Nachdruck. „Ihr müßt Zeugen werden aus eigener Erfahrung!“, das prägte er den Studenten unermüdlich ein. Es gab für ihn keine nur objektiv richtige Wiedergabe der Botschaft, der ganze Mensch mußte dahinter stehen: „Das Gesetz des Reiches der Natur gilt auch auf religiösem Gebiet. Nur Leben kann Leben zeugen und wecken.“ Zeugen erfahrener Gnade waren für Christlieb Leute mit einer tiefen Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift. Eins seiner Lebensmottos war das Wort aus Psalm 119,111: „Deine Zeugnisse sind mein ewiges Erbe; denn sie sind meines Herzens Wonne.“ Mit einer Predigt über diesen Text hatte er sich bei der Friedrichshafener Gemeinde eingeführt. Diese Freude an den Zeugnissen Gottes wollte er auch bei seinen Studenten wecken und fördern helfen.

„Homiletik“ (Lehre von der Predigt) war eins der Fächer der Praktischen Theologie, über die Christlieb in Bonn zu lesen hatte. Das Wort Homiletik hätte er am liebsten durch ein anderes ersetzt: Martyretik, Lehre vom Zeugendienst. Seine Vorlesungen über Predigtlehre hat sein Schüler Theodor Haarbeck, der

gesegnete Inspektor der Evangelistenschule Johanneum, nach dem Tod des Lehrers herausgegeben. An diesem Buch ist vieles überholt. Wer heute zu jungen Studenten von der Aufgabe und der Ausübung des Predigtendienstes zu reden hat, kann das natürlich nicht einfach in der Weise tun, wie es Christlieb vor vielen Jahrzehnten getan hat. Aber da, wo es nicht um theologische und praktische Einzelfragen geht, sondern um die grundsätzliche geistliche Berufung und Befähigung zum Predigtendienst, haben Christliebs Gedanken eine unverminderte Gültigkeit und Gegenwartsnähe. Wir wollen das durch einige Auszüge aus dem genannten Buch belegen:

*„Der Prediger darf die Kraft zu gesegneter Verkündigung des Wortes in nichts anderm suchen als in der Macht der göttlichen Offenbarungswahrheit selbst, in der dem Wort Gottes an sich einwohnenden Lebenskraft. In geistlich-religiösen Dingen wird der Hörer nicht durch menschliche Kunst überzeugt, überwältigt, sondern nur durch das, was mit göttlicher Autoritätsmacht auf ihn eindringt, wobei er dem Redner absieht: Das sagt nicht bloß er, der Mensch, sondern durch ihn spricht Gott zu mir, dem Sünder oder seinem Kinde; hier wäre es also nicht recht zu widerstreben. Die Wirkung der Predigt liegt also in der Macht eines vom Geist Gottes gesalbten Zeugnisses, dessen Wahrheit und Ernst und Wichtigkeit der Geist Gottes unfehlbar an den Herzen bezeugt.“*

*„Das Geheimnis des Predigterfolges beruht nach biblischer Grundanschauung vor allem auf der Macht des göttlichen Wortes selbst. Weil Gott selbst das Leben ist, so ist alles, was von ihm ausgeht, auch Leben stiftend und Leben erhaltend. So ist das Wort Gottes in sich eine lebendige Kraft, ein Lebenssame, 1. Petr. 1,23. Aber dieses Wort läuft durch einen menschlichen Kanal, der es zusammenfassen, eindringlich machen oder auch trüben und verwässern kann. Daher ist zur Erreichung des Zweckes der Predigt unerlässlich, daß Gott seine Diener zu brauchbaren Kanälen zurüstet, indem er sie salbt mit dem Heiligen Geist. Dadurch wird das Wort Gottes ihr eigener Besitz, ihre eigene Erfahrung. Diese persönliche Erfahrung gibt erst die rechte Freude, und diese geisterfüllte und geistgetragene Freude wirkt zündend in den Hörern.“*

Daß das Zeugentum aus eigener Erfahrung die unerläßliche, geistgewirkte Voraussetzung alles fruchtbaren Predigtendienstes ist – das haben Christliebs Studenten in aller nur wünschenswerten Deutlichkeit von ihrem Lehrer gehört. Ebenso hat er ihnen klar und handfest das Ziel genannt, auf das die Predigt zugeht. Sie will zweierlei: Menschen zur Erweckung und Bekeh-

rung führen und die Erretteten in gesunder biblischer Lehre erbauen und in gesunder biblischer Heiligung fördern. Erweckung und Erbauung – diese zwei grundlegenden Ziele darf die Predigt nie aus dem Auge verlieren. Christlieb hat seine Studenten vor der schlimmen Täuschung gewarnt, alle im Gottesdienst sitzenden Leute unterschiedslos als gläubige Gemeinde anzusehen und anzureden: *„Die unterschiedslose Beurteilung aller Kirchenbesucher als solcher, die im Glauben stehen, ist das proton pseudos, die Generallüge und falsche Weichenstellung . . . Je eher in alle Erstarrung, den himmelschreienden Todesschlaf einzelner Gemeinden ein Stoß, ein Weckruf kommt, desto besser! Die Engel im Himmel werden sich freuen, wenn auch nicht alle Kleriker auf Erden.“*

Ihr Prediger, sucht nur die Ehre Gottes und das Heil der Menschen! Diese Mahnung durchzieht Christliebs Homiletik. Ernst-liebevoll deckt der Verfasser die Verkehrtheiten des Menschenherzens auf, das auch und gerade im Dienst des Heiligen zum Hochmut, zur Eitelkeit, zum Trachten nach eigener Ehre neigt und versucht wird: *„Es gibt niemand, den der Teufel so sehr zur Eitelkeit, zum Suchen eigener Ehre reizt als Prediger, besonders junge. Und es bedarf, ehe man die Kanzel sich und andern zum Segen betritt, recht demütiger Prüfung vor dem Herrn über den eigentlichen Zweck der Predigt, ob man da nur für ihn und sein Reich oder im Grunde doch auch für sich arbeiten will.“*

Noch zwei geistliche Erfahrungen und Mahnungen von Christlieb für die, welche das Wort Gottes zu verkündigen haben: *„Der Hauptirrtum vieler Prediger ist der, daß sie sich zu viel quälen mit Studieren und zu wenig beten. Daher geht es oft so langsam voran mit der Arbeit, daher so wenig wahre, bleibende Frucht ihres Tuns . . . Kein Prediger wird nachhaltige Frucht schaffen, wenn er nicht ein Vorbild der Herde geworden ist. Wie mancher donnert auf der Kanzel gewaltig gegen die Sünde und spricht sehr lieblich von den Gütern des ewigen Lebens; aber sobald er herabgestiegen ist, sieht man an ihm weder die Kraft, das eigene sündige Herz zu bekämpfen, noch den Willen, die hochgepriesenen geistlichen Güter selber zu genießen. Es ist, als ob sein Christentum in dem ausgezogenen Talar stecken geblieben wäre. Er ist sofort wieder der witzige Gesellschafter, der heitere Lebemensch.“*

Was ihm für seine Studenten am Herzen lag, das hat Christlieb immer wieder in ganz persönlicher Anrede als Frage an ihr Gewissen gestellt. Seine Vorlesungen schlossen oft mit eindringlichen Ermahnungen, die ergreifend zeigen, wie dieser Mann

seelsorgerlich um die ihm anvertrauten jungen Menschen vor Gott gerungen hat. Geht einem nicht noch heute durchs Herz, was er am Schluß eines Semesters sagte:

*„Ich habe Ihnen in der ersten Stunde gesagt, daß das Studium der Homiletik, wenn es im rechten Geist betrieben wird, einen vor allem zur ernstesten Selbstprüfung über die Frage treibt: Bin ich auch selbst ein Jünger Christi, von dem ich zeugen soll? Was muß ich tun, daß ich nicht auf der Kanzel stehe als ein tönend Erz oder eine klingende Schelle? Ich habe Ihnen damals gesagt, daß ich mich vor Gott für verpflichtet achte, Ihnen mit allem Nachdruck diese Kardinalfrage ans Herz zu legen. Ich habe versucht, dieser Aufgabe nachzukommen und an vielen Punkten Ihnen dieses Eine, was not tut, immer wieder nahe zu legen. Nur wenn man Salbung von oben empfangen hat, ist es möglich, mit immer neuen Zungen die alte Wahrheit zu predigen. Lassen Sie mich hoffen, daß mit des Herrn Hilfe auf der Kanzel, die der Herr Ihnen einst zuweisen wird, etliche Sämlein sprossen werden von dem, was ich mich bemüht habe, im Geist evangelischen, freien, aber entschieden an die Heilige Schrift sich bindenden Glaubens in diesen Stunden unter Ihnen auszustreuen.“*

Solche Hoffnung war nicht ins Blaue hinein ausgesprochen. Christlieb hat sie mannigfach erfüllt sehen dürfen. Es mehrte sich von Semester zu Semester die Schar der jungen Leute in seinem Bonner Hörsaal, die das bewußt und von Herzen wollten: Zeugen ihres Herrn zu sein aus eigener Erfahrung. Wenn sie später aus dem Hörsaal auf die Kanzel gingen, blieben sie in Dankbarkeit ihrem Lehrer verbunden. Als Beispiel dafür sei Pastor Hermann Krafft aus Barmen, ein gesegneter Prediger der Rheinischen Kirche, angeführt: „Christlieb hat mir für mein ganzes Leben die Richtung gegeben. Daß ich 40 Jahre am Wort dienen durfte, ohne zu ermüden, am Worte von der freien Gnade Gottes in Christo, das verdanke ich meinem Lehrer Theodor Christlieb.“ Ähnlich dankbar-anhänglich bezeugt einer aus der bekannten Familie Haarbeck: „Wenn wir unserm geliebten Lehrer zu Füßen saßen, war es nicht nur die Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Gebotenen, was uns fesselte, sondern vor allem die Persönlichkeit. Wir hatten den unmittelbaren Eindruck: Hier war ein Mann, der vor Gott stand und in göttlicher Vollmacht redete.“

Nun war es aber beileibe nicht so, daß Christlieb auf alle, die ihn kannten und hörten, so geistesmächtig wirkte. Es gab



auch viele, die ihn ablehnten. Unter denen stand obenan die Mehrzahl seiner eigenen Kollegen an der Theologischen Fakultät. Ein Herzensverstehen und eine treue Freundschaft verband ihn eigentlich nur mit Professor Karl Bernhard Hundeshagen, der aber schon im Jahre 1872 starb und den er durch die Herausgabe einer liebevollen Lebensskizze ehrte. Den meisten Mitprofessoren war der Mann mit den hochfliegenden Reichgottesgedanken und der großzügigen Allianzgesinnung verdächtig. Besonders gehässig zeigte sich der theologisch kritisch denkende Professor Bender, dem die orthodox-pietistische Linie seines Kollegen Christlieb ein Greuel war. Solche Angriffe konnten die temperamentvolle Kämpfernote Christliebs mächtig erregen. Sogar bewundernden Schülern kam es gelegentlich vor, als ob der geliebte Lehrer sich dabei manchmal vom fleischlichen Eifer fortreißen ließ.

In solchen Auseinandersetzungen fand Christlieb gelegentlich Helfer von zweifelhafter Art. Eine sehr für ihn eingenommene Dame mit einer gewissen schriftstellerischen Gabe schrieb einen Roman, in dem sie die „Gesellschaft“ Bonns böse zerzauste. Zwar waren die Namen alle verändert, aber es bedurfte für den Kundigen keines großen Scharfsinns, herauszubekommen, wer gemeint war. Turmhoch überragte alle ein gefeierter Mann, in dem leicht Christlieb zu erkennen war. Diese Taktlosigkeit hat Christlieb im Innersten getroffen und empört. Die Sache drohte sich zu einem großen Skandal auszuwachsen, den er nur dadurch einigermaßen abbiegen konnte, daß er den größten Teil der Auflage aufkaufen und vernichten ließ.

Nun ein Blick auf die wissenschaftlichen Leistungen Christliebs! Seine Vorlesungen über Homiletik, aus denen wir ausführlich zitiert haben, sind bei ihrem deutlich vernehmbaren seelsorgerlichen Ton doch auch eine gründliche theologische Arbeit, als solche heute jedoch weithin überholt und veraltet. Das Buch *Moderne Zweifel am christlichen Glauben*, das schon erwähnt wurde, ist kein eigentlich wissenschaftliches Buch, sondern eine Verteidigung der entscheidenden Schriftwahrheiten gegen den modernen Kritizismus. Es hat als Leser nach der Wahrheit ehrlich suchende Gebildete im Auge. Es erlebte nicht nur in Deutschland weite Verbreitung, sondern auch in mehreren Auflagen in England und Amerika und wurde dort von manchen als die beste Verteidigung des christlichen Glaubens in der neueren Zeit gefeiert. Die Arbeit an diesem Buch fällt allerdings vor die Bonner Zeit.

Eine bedeutende Arbeit ist der ausführliche Beitrag Theodor Christliebs in der 2. Auflage der *Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche* über die *Geschichte der christlichen Predigt*. Er ist auch als Sonderdruck erschienen. Wer darin blättert, kann nur staunen über die Fülle des Materials, das zusammengetragen ist. Entlegene Namen aus entlegenen Zeiten stehen darin neben Männern, deren Predigt ganze Jahrhunderte erfüllt und bewegt hat. Wenn Christlieb über die Predigt in den Erweckungszeiten schreibt, dann spürt man besonders warm das liebende Interesse des Verfassers. John Wesley, George Whitefield, Ludwig Hofacker, Charles Haddon Spurgeon und andere werden in der Eigenart und Kraft ihres Zeugnisses ausführlich dargestellt. Nach allem, was wir nun schon von Christlieb wissen, nimmt es nicht wunder, daß neben den Predigern aus dem deutschen Raum die Angelsachsen die stärkste Beachtung finden.

Wichtig sind auch Christliebs Arbeiten zur Missionsgeschichte, von denen jedoch noch in einem späteren Zusammenhang die Rede sein wird. Das Gesamturteil über die theologische Bedeutung Christliebs im engeren wissenschaftlichen Sinne wird lauten müssen, daß er kein Bahnbrecher in der Theologiegeschichte, keiner der großen Denker und Anreger war. Seine Aufgabe und seine starke Wirkung lagen auf praktisch-seelsorgerlich-missionarischem Gebiet.

Das große Maß der Vorlesungstätigkeit, der Studentenseelsorge, der theologisch-literarischen Arbeit hätte eigentlich ausgereicht, eines Mannes Kraft und Zeit ganz auszufüllen. Doch die Weite der Aufgaben, in die Gott Christlieb hineinführte, ist damit noch lange nicht erschöpft. Einiges davon ist so bedeutsam, daß es nicht nur im Vorbeigehen gestreift werden kann, sondern eine gesonderte Darstellung erfordert. Hier sei noch erwähnt, daß der vielbeschäftigte Professor sich der Aufgabe unterzog, in der evangelischen Kirchengemeinde Bonn das Interesse für die Äußere Mission wecken und fördern zu helfen. Er gründete einen Missionsverein und regte jährliche Missionsfeste an, auf denen er selber aus der Fülle seines Wissens meisterhafte Übersichten über die Missionsarbeit in der Welt gab. Er wehrte sich auch nicht, als man ihn zur Mitarbeit in der Synode der Rheinischen Kirche berief und von dort zur Generalsynode abordnete. Die Besuche in Berlin, welche die letztere Tätigkeit mit sich brachte und die Christlieb Einblick in die schreienden Notstände der dortigen kirchlichen Verhältnisse gewährten, haben ihm die Dringlichkeit der Evangelisation stark bewußt gemacht.

## Er hat etliche gesetzt zu Evangelisten

Christliebs theologische Bücher sind heute nahezu vergessen. Von den jungen Männern, die als lebendige Zeugen aus seinem Bonner Hörsaal auf die Kanzeln gingen, lebt keiner mehr. Aber ein Stück seiner Lebensarbeit wirkt noch kräftig und fruchtbar in unsere Zeit hinein. Das ist die Evangelistenschule Johann-Neum. Ihrer Gründung und überhaupt dem, was Christliebs Weckruf zur Evangelisation der entkirchlichten Massen bedeutet und gewirkt hat, wollen wir uns jetzt zuwenden.

In England hatte es Christlieb gelernt, einen wachen Blick in die religiöse und kirchliche Situation zu tun. Konnte er es in seiner deutschen Heimat anders halten? Er wurde einfach nicht mehr ruhig über der erschreckenden Tatsache, daß riesige Massen des Volkes völlig entkirchlicht und entchristlicht waren. Besonders die Lage in Berlin erschütterte ihn. Das war doch unhaltbar, daß es in Berlin Vorstadtgemeinden gab mit 60000 bis 80000 Menschen, für die eine einzige Kirche vorhanden war, und diese war oft lächerlich klein, wenn auch immer noch viel zu groß für die paar Leute, die den Weg in sie fanden. Etwas besser lagen die Dinge im alten Berliner Stadtkern. Im Durchschnitt war es so, daß auf 25000 protestantische Einwohner eine Kirche kam. Der Bau neuer Kirchen geschah derartig schleppend, daß von daher keine irgendwie durchgreifende Besserung der trostlosen Lage zu erwarten war. Es hätte die Zahl an Kirchen versechsfacht werden müssen, wenn Berlin einigermaßen mit andern europäischen Hauptstädten einen Vergleich hätte aushalten wollen. Natürlich hütete sich Christlieb, die Ausnahmestellung des unheimlich rasch wachsenden Berlin zu verallgemeinern. Aber wenn er an Hamburg, Lübeck und andere Städte, ja auch an manche entkirchlichte Landgegenden dachte, dann war ihm nicht wohler zumute.

Gab es überhaupt noch Mittel der Hilfe? Gewiß erkannte Christlieb dankbar an, daß die geordnete kirchliche Arbeit in Predigt und Seelsorge, im Konfirmanden- und Schulunterricht, in der christlichen Presse, in Äußerer und Innerer Mission, so bescheiden ihr Einflußbereich weithin geworden war, noch einen kräftigen Damm darstellte gegen die Fluten der Gottlosigkeit und Entsittlichung. Aber es mußte mehr getan und gewagt werden. Es mußte für diese verheerende Not nach außergewöhnlichen Mitteln und Wegen gesucht und gegriffen werden.

Und da dachte Christlieb vor allem an den Dienst der Evangelisation, wie er in den deutschen Landeskirchen bisher fast ganz unbekannt geblieben war, während ihn die angelsächsischen Länder längst mit großer Tatkraft und mit gesegneter Wirkung aufgenommen hatten. Christlieb hatte selber gesehen, welche Massen von Menschen – darunter viele dem Evangelium Entfremdete – der amerikanische Evangelist Moody in London monatelang Abend für Abend in seinen hinreißenden Vorträgen erreichte. Er war tief beglückt über die Wunder der Gnade, die durch die Arbeit des englischen Evangelisten McAll in der französischen Hauptstadt Paris geschahen. Und nun trat er mit der ganzen Tatkraft und Entschiedenheit, in der er für die Sache des Reiches Gottes brannte, dafür ein, daß die hellen Posaunenstöße der Evangelisation auch durch die deutschen Lande drangen. Von allem, was Christlieb in seinem Leben wagte, hat ihm wohl nichts einen solchen Widerstand und Widerspruch, eine solche Fülle von Mißverstehen und Verleumdung eingebracht wie seine Pläne und Unternehmungen in der Sache der Evangelisation. Aber er hat in der Kraft und zur Ehre seines Herrn durchgestanden!

Gerade von seiten des geistlichen Amtes wurde Sturm gelaufen gegen seine Gedanken von der Neubelebung und Einführung des freien Evangelistenamtes in der Kirche: Das mußte doch der Autorität des geordneten Pfarramtes abträglich sein, wenn jetzt überall wandernde Evangelisten auftauchen und durchs Land ziehen sollten! Christlieb hat sich viel Mühe gegeben nachzuweisen, daß das Neue, um das es ihm ging, sich eng an das Alte, Gewordene, Geprägte anschließen sollte. Die Evangelisten, wie er sie sich dachte, sollten nichts anderes sein als Gehilfen am Dienst des Wortes. Er hätte nichts dagegen gehabt, wenn die Aufgabe der Evangelisation unter den entkirchlichten und entfremdeten Massen von den Pastoren angefaßt worden wäre. Wie freute er sich über evangelistisch begabte Amtsbrüder! Aber erstens war die Gabe der evangelistischen Rede unter den Theologen nur selten, und dann war die schreiende Not einfach zu groß, als daß nicht alle verfügbaren Kräfte dagegen aufgeboten werden mußten. Die Pfarrer schafften es doch einfach nicht!

Unermüdlich hat Christlieb in Wort und Schrift seine Gedanken über Evangelisation vorgetragen. Zweimal hat er sie besonders systematisch klar und eindringlich dargestellt. Das eine Mal war das, als er am 3. September 1884 auf der Weltkonferenz

der Evangelischen Allianz in Kopenhagen über das Thema sprach: *Die religiöse Gleichgültigkeit und die besten Mittel zu ihrer Bekämpfung.* Aus diesem Vortrag seien zwei Auszüge wiedergegeben:

*„Es liegt ja ohne Frage in der Laienevangelisation oft genug ein für die Kirche demütigendes Moment. Sie ist das tatsächliche Geständnis der Unzulänglichkeit der kirchlichen Kräfte, oft auch der langjährigen Versäumnisse der Kirche. Da braucht es bei vielen Zeit, bis sie sich darein finden. Und wer etwa die Erstarrung des geistlichen Lebens in einer Gemeinde gar nicht mehr fühlt, ja am Ende diese Leblosigkeit für den Normalzustand hält, dem wird freilich eine Neuansfassung der gleichgültigen Masse nicht einmal durch pastorale Vermittlung sehr genehm sein, geschweige durch Laienevangelisation. Aber wem die geistliche Not eines großen Bruchteils des Volkes zu Herzen geht, der wird – wie heute z. B. schon sehr viele staatskirchliche Geistliche in Schottland, England und Skandinavien – seine anfänglichen Bedenken aufgeben lernen, wenn er sieht, daß andere Gemeinden gewinnen durch den Dienst treuer und bescheidener Evangelisten, denen es mit Gottes Hilfe gelingt, viele Gleichgültige und Verirrte wieder anzufassen, und die dann diese neu Gewonnenen treuen kirchlichen Seelsorgern zur weiteren Pflege überweisen.“*

Wie nun diese Laienevangelisten beschaffen sein müssen, wenn Gott durch sie ein fruchtbares Werk tun soll – darüber hat Christlieb in Kopenhagen auch Wichtiges gesagt:

*„Was für Leute sollen das sein? Geistgesalbte, geheiligte und dabei demütige Männer, mit der Sprache und dem Leben des Volkes vertraut, insbesondere mit der evangelistischen Gabe volkstümlicher, allen verständlicher, alles konkret veranschaulichender, kräftiger, eindringlicher Rede zur Weckung der Trägen, Leichtsinigen und Gleichgültigen, ernste Beter, die gegen die Macht der Finsternis Tag und Nacht zu Felde liegen, bescheiden in ihren Ansprüchen und voll Selbstverleugnung, namentlich frei von dem eitlen Ehrgeiz, das geistliche Amt mit ihrer Gabe in den Schatten stellen zu wollen. Denn die Gefahr der Selbstüberhebung ist ja gerade bei theologisch Halbgebildeten nicht klein, obschon nicht unüberwindlich, wie heute gerade die gesegnetsten Evangelisten zeigen. Sie müssen nicht besser predigen wollen als die Pastoren, wohl aber schlichter, einfacher, bei den Hauptpunkten bleibend, weniger abstrakt, freier vom Zwang homiletischer Schulregeln, volksverständlicher, unmittelbarer aus den Anschauungen und Bedürfnissen des Volkes heraus redend und schildernd. Sie müssen*

*der Schranke ihrer Gabe und ihres Wissens wohl bewußt bleiben, die tiefere, allseitigere, mit den Mitteln theologischer Wissenschaft immer Neues für das sonntägliche Erbaugebedürfnis hervorbringende Art der Schrifterklärung ruhig den Pastoren überlassen und sich beschränken auf den Pionierdienst am Wort."*

So eindringlich diese Sätze das Recht und die Notwendigkeit der Evangelisation innerhalb der Kirche – Christlieb hat bei all seinen Bemühungen immer die innerkirchliche Form der Evangelisation vor Augen – einschärfen, ist in ihnen irgend etwas Unbedachtes, Ungestümes, ungut Revolutionäres? Was für eine hohe Achtung hat doch dieser Professor vor dem geistlichen Amt! Wenn er den kirchlichen Amtsträgern Demut anrät und zumutet in der Aufnahme der Laienevangelisten, so warnt er nicht minder klar die neuen Männer vor allem Hochmut und vor der Verachtung der geprägten und gewachsenen kirchlichen und theologischen Formen.

Am klarsten und gründlichsten hat Christlieb sein evangelistisches Anliegen entfaltet in einem Vortrag, den er am 9. August 1888 auf der Wuppertaler Festwoche gehalten hat und den viele Pfarrer gehört haben. Da hat er der Evangelisation ihren Platz mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit innerhalb der Volkskirche angewiesen: *„Wer das Volk erreichen, nicht einzelnen bloß, sondern Hunderten von geistlich Verschmachtenden in unsern großen Gemeinden das Brot des Lebens nahe bringen will, der muß Hand in Hand mit den Organen der Volkskirche arbeiten. Das hat die evangelistische Arbeit in vielen Städten bereits gezeigt.“*

Auch hier hat Christlieb den Evangelisten die ganze verantwortungsvolle Größe und Schönheit ihres Dienstes gezeigt, sie aber auch wieder an die Demut derer gemahnt, die nichts anderes als dienen und helfen wollen, wo die Kraft der berufenen Amtsträger nicht ausreicht: *„Es dürfen bei dem in die Vorbereitung Eintretenden vor allem keine unlauteren, ehrgeizigen, eiteln Nebenabsichten und selbstsüchtigen Hintergedanken mit im Spiele sein, wenn nicht von vornherein aller tiefere Segen verhindert, alle wahre Frucht verkümmert und verkrüppelt werden soll. Vielmehr darf er nur die redliche Absicht, das lautere, ungeteilte Verlangen haben, in bescheidener Gehilfenstellung dem Herrn am Evangelium mitzudienen.“*

Christlieb hat auch klargemacht, wie er sich ausbildungsmäßig die theologische Stellung eines Evangelisten vorstellt. Er sieht ihn in der Mitte zwischen dem Pfarrer und dem Stadtmis-

sionar. So hoch er den Dienst von Stadtmissionaren und Schriftenverbreitern einschätzt, so meint er doch, daß nur wenige von ihnen die eigentlich evangelistische Gabe besäßen. Die erweckliche und manchmal auch erbauliche Entfaltung der christlichen Wahrheit vor größeren Versammlungen und vor Scharen von Ungläubigen erfordert nach Christliebs Meinung eine gründliche Zurüstung. Allerdings ist er sich ganz klar darüber, daß das Eigentliche, nämlich Gottes Gabe und Ruf, aller evangelistischen Ausbildung vorangehen muß:

*„Die evangelistische Gabe kann wohl entwickelt, gebildet, geübt und in gläubigem Gebet verstärkt, aber durch nichts ersetzt werden. Sie muß von oben empfangen werden. Echte Edelsteine kann man nicht machen, nur schleifen. Kein Amt, kein öffentlicher Dienst ohne inneren Beruf!“*

So sehr es Christlieb am Herzen liegt, daß die Evangelisation zupackt bei der der Volkskirche gestellten Aufgabe, ihre zahllosen dem Evangelium entfremdeten Glieder zu einem wirklichen Leben mit Christus zu rufen, und so sehr er das Verhältnis Pfarramt-Evangelist vertrauensvoll geordnet wissen will – so entschieden verwahrt er sich dagegen, daß das Evangelistenamt ganz in den kirchlichen Verwaltungsapparat eingegliedert wird: *„Kein sicherer Weg, eine Bewegung bald um ihre innerste Kraft zu bringen, als die Belastung derselben mit zuviel äußeren Vorschriften, gesetzlichen Normen und Schranken, unter deren Joch der Geistestrieb so leicht erlahmt und die Tätigkeit zum schablonemäßigen Formalismus wird! Die Vorbereitung dieses Gehilfendienstes am Wort, die Auswahl und Ausbildung auch der kirchlichen Evangelisten muß Sache freier Vereine innerhalb der Kirche bleiben, ungeführt wie bei den Heidenmissionsgesellschaften oder Diakonissenhäusern.“*

Christliebs Gedanken über Evangelisation mußten etwas ausführlicher dargestellt werden, weil er in ihnen das Fruchtbare und am kräftigsten Nachwirkende eines Dienstlebens gesagt hat. Was er damals wollte und anregte, war für die evangelische Kirche Deutschlands neu. Es mußte sich gegen große Widerstände durchsetzen. Heute ist die Lage der Kirche sehr verschieden von der, die Christlieb damals vorfand. Wo heute über Evangelisation geredet und beraten wird, treten ganz neue Gesichtspunkte auf. Der Weg und Dienst des Evangelistenamtes, der sich damals als eine Antwort auf die Nöte der Unkirchlichkeit und Unchristlichkeit der Massen aufdrängte, hat längst nicht mehr die offenen Türen und die durchschlagende Wir-

kung, die in jenen Anfangszeiten geschenkt wurden. Neue Zeiten und Verhältnisse verlangen wiederum nach neuen Wegen und Wagnissen, das Evangelium unter die Leute zu bringen. Darum muß Christliebs Anliegen neu durchdacht und fortgeführt werden. Im Methodischen und Organisatorischen gibt es gewiß eine Entwicklung über Christlieb hinaus. Ob wir aber geistlich den Kurs ändern dürfen, den er damals einschlug, ist mehr als fraglich.

Die praktisch-aktive Natur Christliebs ist nicht in Gedanken und Anregungen steckengeblieben. Sie drängte zu Taten und Unternehmungen. Wir hörten schon, wie nahe Christlieb die kirchliche und geistliche Not der Reichshauptstadt ging. Er und Hofprediger Stoecker setzten sich vor allem dafür ein, daß 1882 zum erstenmal der feurige deutsch-amerikanische Evangelist Friedrich von Schlümbach nach Berlin gerufen wurde. Dessen Arbeit fand ein großes Echo. Die ersten Evangelisationsreisen von Elias Schrenk, der in besonderer Weise der Evangelisation in Deutschland die Bahn gebrochen hat, erfolgten mit auf Christliebs Veranlassung hin. Die beiden Männer kannten sich schon von London her und hatten dort eine Freundschaft geschlossen, die fürs Leben hielt.

Mit gleichgesinnten Freunden – unter denen sich die Grafen Eduard von Pückler und Andreas von Bernstorff befanden – gründete Christlieb 1884 den *Deutschen Evangelisationsverein*. Dieser sollte helfen, die diese Männer bedrängenden Gedanken und Pläne zur Tat werden zu lassen. Aus seinen Satzungen sei ein Auszug wiedergegeben, in dem deutlich die uns schon vertrauten Christliebschen Vorstellungen anklingen:

#### *„Zweck des Vereins*

ist die Verkündigung des Evangeliums unter den vielen, die bei der geringen Zahl der angestellten Geistlichen und der ungenügenden Organisation vieler unserer Gemeinden, zumal in den Großstädten, von der kirchlich geordneten Predigt und Seelsorge seit Jahren nicht erreicht werden konnten und daher der Kirche und dem Christentum ganz entfremdet sind . . .

#### *Evangelisch-kirchlicher Charakter des Vereins*

Indem der Verein vor allem für die Förderung des Reiches Gottes unter den Verirrten und Verlorenen, jedoch im Anschluß an Geistliche, bzw. Presbyterien oder innerkirchlich arbeitende Vereine der Landeskirche zu wirken bestrebt ist, macht er den



mit ihm in Verbindung stehenden Evangelisten zur Bedingung, daß sie

- a) nur das lautere Evangelium ohne Hervorkehrung streitiger Punkte schlicht und kräftig zur Erweckung der Gleichgültigen und Unkirchlichen verkündigen;
- b) für ihre Person einer der bestehenden Landeskirchen angehören und in deren Arbeitsgemeinschaft stehen;
- c) ihre Versammlungen niemals auf eine Stunde des öffentlichen Gottesdienstes verlegen;
- d) im Unterschied von außerkirchlichen Evangelisationsbestrebungen die Früchte ihrer Arbeit den bestehenden Kirchen und den zur Mithilfe willigen Seelsorgern für weitere Pflege überweisen und keine außerkirchlichen Sonderzwecke verfolgen.“

Wo sollten nun die auszusuchenden Evangelisten ihre Ausbildungs- und Heimstätte haben? 1883 bot sich Christlieb die Gelegenheit eines günstigen Hauskaufes. In einer der schönsten Straßen Bonns, der Lennéstraße, besaß die irisch-presbyterianische Kirche von Belfast ein Wohnhaus mit Kapelle, Schule und Garten. Dieses Haus diente der Judenmission und wurde von einem Pastor Graham geleitet, der dort auch eine Sonntagschule und eine Bibelstunde für Erwachsene eingerichtet hatte. Richtig ausgenützt war das Haus bei der relativ kleinen Arbeit aber nicht, und nun wurde es von der irischen Gesellschaft Professor Christlieb zum Kauf angeboten. Dieser griff bei einem Kaufpreis von 80000 Mark (wazu noch 9000 Mark Reparaturkosten kamen) zu.

Am 26. Oktober 1883 wurde das Haus seiner neuen Bestimmung in einer schlichten Feier übergeben und erhielt den Namen *Johanneum*. In einem Schreiben, mit dem Christlieb seine Freunde zu dieser Feier einlud, teilte er folgendes mit: „Die Gebäude sollen teils Zwecken der Allianz, teils erbaulichen Versammlungen aller Art, teils der Heranbildung bzw. weiteren theologischen Ausbildung von Evangelisten dienen. Bis hierzu passende Personen sich zeigen, sollen die vielen Zimmer des Hauses einstweilen christlichen Studenten zur Wohnung dienen.“

Es vergingen noch drei Jahre, bis in einem äußerlich sehr bescheidenen Rahmen am 21. Oktober 1886 die eigentliche Evangelistenschule eröffnet wurde. Im Protokoll ist das Ereignis wie folgt festgehalten: „21. Oktober 1886. Heute morgen 10 Uhr wurde von Herrn Prof. D. Christlieb und Inspektor Pfliei-

derer unsere Johanneumsarbeit eingeweiht. D. Christlieb betonte neben der Befestigung der Herzen durch die Gnade Gottes besonders das Festhalten am Wort nach der altbewährten Auffassung der Reformatoren und der Gläubigen aller Zeiten unter Ausschluß aller Neologie (Neuerung). Das Johanneum soll und darf nur darin seine Existenzberechtigung sehen, daß es die ganze Bibel als Gottes Wort rein und lauter im evangelischen Geiste lehrt und Geistesmenschen heranbildet. Das walte Gott!"

Der erste Schüler war Eugen Zimmermann aus Stuttgart. Er berichtet: „Unvergeßlich ist mir der Tag der Eröffnung des Unterrichts. Wir saßen an einem runden Tisch in der Inspektorswohnung: Professor Christlieb, Inspektor Dr. Pfeleiderer als Lehrer und ich als einziger Schüler! Mit weniger konnte man ja gar nicht anfangen! Ich gestehe, es war mir in dieser feierlichen Stunde etwas beklommen zumute.“ Zimmermanns Einsamkeit hatte ein Ende, als Hermann Dannert, der spätere gesegnete Evangelist, als zweiter Schüler dazu kam. Das Schuljahr 1889/90 wurde bereits mit neun Brüdern begonnen. In der ersten Zeit besuchten die Schüler auch noch Vorlesungen und Seminarübungen an der Universität, vor allem natürlich die von Professor Christlieb. Später wurde das eingestellt. Aus einer solchen Vorlesung ist Eugen Zimmermann ein schönes und wichtiges Wort seines Lehrers unvergeßlich geblieben: *„Hüten Sie sich, meine Herren, eine Erweckung in Ihrer zukünftigen Gemeinde zu unterdrücken, wenn Gott eine solche schenkt. Sie würden es erfahren, daß sich der Geist Gottes auf Jahrzehnte von Ihrer Gemeinde zurückzöge und eine geistliche Dürre die Folge wäre.“*

Wie alle grundsätzlichen evangelistischen Anregungen Christliebs fand natürlich erst recht dieser praktische Schritt der Gründung des Johanneums leidenschaftlichen Widerspruch bei Leuten, die nichts in sich hatten von dem Feuer, das in diesem Professor brannte für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Von den Kollegen an der Universität war kein Verständnis für das neue Unternehmen zu erwarten. In einer Sitzung des Bonner Kirchenvorstandes fragte ein Mitglied allen Ernstes, ob denn gegen Christliebs wilde Pläne nicht mit gesetzlichen Mitteln eingeschritten werden könnte. Ein Professor der Rechte antwortete darauf: „Wir haben bis heute Christlieb als einen Mann von gesundem Menschenverstand angesehen. Wenn er die Last der Welt auf sich laden will durch Beharren auf seinen Plänen, so gibt es kein Gesetz, das ihm das verbieten kann.“

Nach Christliebs Tod fand das Johanneum in Barmen eine neue Heimstätte und in Theodor Haarbeck den rechten Leiter. Rund 100 Jahre lang währt nun schon seine gesegnete Geschichte.

## Weiter Blick und weites Herz

Wer Christliebs Leben und Wirken bis hierhin verfolgt hat, wird wohl nicht in Versuchung kommen zu behaupten: Dieser Mann hat einen beschränkten Horizont gehabt! Wo gab es unter den deutschen Universitätstheologen damals einen zweiten Mann von ähnlichem geistlichem Weitblick und praktischem Interesse an allen Angelegenheiten des Reiches Gottes? Christlieb hat für das Missionsdenken und die Missionswissenschaft und für die Förderung der Evangelischen Allianz viel bedeutet. Wir wissen ja bereits, daß er in einer Missionarsfamilie seine Lebensgefährtin fand, daß er in London mit der Arbeit der angelsächsischen Missionen sich vertraut machte und daß er in Bonn höchst praktisch das Missionsinteresse wecken und fördern half.

Die fleißige Feder Christliebs hat sich oft Missionsthemen zugewandt. Mit Gustav Warneck zusammen begründete er die „Allgemeine Missionszeitschrift“. Die meisten seiner Missionsabhandlungen sind zunächst hier erschienen. Auf Grund eines in Köln gehaltenen Vortrages verfaßte er die Schrift *Der Missionsberuf des evangelischen Deutschland* (Gütersloh 1876). Darin wies er die landläufigen Einwände gegen die Missionsarbeit zurück und trat entschieden für den besonderen Auftrag der evangelischen Christenheit Deutschlands im Blick auf die Ausbreitung des Reiches Gottes ein. Eine heikle Frage packte er tapfer an in der Schrift *Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen*. So viel ihm sonst an England gefiel, hier erhob er leidenschaftlichen Protest gegen das britische Verhalten und Geschäftsgewahren beim Opiumhandel. Die Chinesen wollten in ihrem riesigen Reich aus guten Gründen die Einfuhr des gefährlichen Rauschgiftes ganz verbieten. Aber England zwang sie durch den Vertrag von Tientsin (1860), die Einfuhr gegen einen Eingangszoll zu gestatten. Seitdem wurden jährlich gegen 90000 Kisten Opium eingeführt. Britisch-Indien bezog ein Siebtel seiner Einnahmen aus der Ausfuhr des Giftes. Christlieb nennt das sehr deutlich einen Massenmord, einen Schandfleck auf der englischen Nationalehre. Dadurch falle das Christentum mit Recht bei den Chinesen der Verachtung anheim, und die Frucht der Mission werde verhindert.

Auf der Weltkonferenz der Allianz in Basel 1880 hielt Professor Christlieb einen Vortrag über das Thema *Der gegenwärtige*

*Stand der evangelischen Heidenmission.* Seine gründliche, von überragender Sachkenntnis zeugende Übersicht fand allgemeine Bewunderung und Anerkennung. Der Vortrag wurde gedruckt und erlebte in Deutschland mehrere Auflagen. Er kam auch in englischer, französischer, schwedischer und dänischer Sprache heraus. Christliebs Name wurde für die Missionsfreunde der ganzen Welt ein Begriff. In Amerika entnahmen viele Pfarrer aus seiner Missionsübersicht Material für ihre Missionspredigten. Noch das letzte Werk Christliebs war der Mission gewidmet: *Die ärztlichen Missionen.* Der Hauptgedanke war: Durch Aussendung christlicher Ärzte und ihre Heiltätigkeit soll zunächst das Vorurteil gegen die Fremden gebrochen und dann das Evangelium an die Herzen herangebracht werden.

Weit war Christliebs Blick, weit war sein Herz. Nicht die Freude an weltumspannender Statistik bewegte ihn bei der Abfassung seiner Missionsbücher. Nein, es war die Liebe zu Gottes Werk und Gottes Volk, die ihn trieb. Liebe ist eine Sache des Herzens. Der gelehrte Professor in Bonn hatte eine wirklich tiefe und echte Liebe zu allen Leuten Jesu und war unter den Jüngern des Herrn als Bruder bekannt und geschätzt. Er machte mit seiner Liebe nicht an den Grenzen seiner eigenen Kirche und Theologie halt. Er war zwar selber im lutherischen Volkskirchentum beheimatet und verspürte für sich keine Neigung, zu einer Freikirche zu gehen. Alles, was er zur Weckung des Missions sinnes und zur Aufnahme der Evangelisationsarbeit vorschlug, sollte und wollte mithelfen, daß die Kirche ihre wesentlichen Aufgaben sah und anfaßte und ihre ernstesten und aktiven Glieder nicht verlor.

Christlieb scheute sich nicht, bei seinen Freunden von der Weltallianz darüber zu klagen, daß die englischen Freikirchen, besonders die Methodisten, manchmal die brüderlichen Abmachungen und Rücksichtnahmen vergaßen, auf denen das Werk der Allianz aufgebaut war. Er hatte nichts dagegen, wenn sie sich an der Gewinnung der verkümmerten Namenschristen der Großstädte beteiligten. Aber kirchlich lebendige Gemeinden waren nach seiner Meinung kein Arbeitsfeld für sie. Aus der Landeskirche die Gläubigen wegholen - das war nicht allianzmäßig! Von den Vertretern der Methodistenkirche erhielt Christlieb die Zusicherung, daß man solche Methoden nicht wünsche und sie unterbinden wolle. Seine Bedenken und Beschwerden trug er in einer besonderen Schrift vor: *Zur methodistischen Frage in Deutschland.* Doch deckte er darin nicht nur metho-

distische Übergriffe auf, sondern hielt den deutschen Landeskirchen auch deutlich vor, wie ungenügend sie ihre Aufgaben in der Gewinnung der Verlorenen und der Sammlung der Gläubigen erfüllt hätten. Das Recht der Landeskirchen reiche nur so weit, wie sie auch ihrer Pflichten eingedenk seien. Zuerst und zuletzt ging es ja Christlieb nicht darum, daß die Landeskirchen ihren Bestand behaupteten und die Methodisten in ihren freikirchlichen Grenzen blieben, sondern daß hüben und drüben das Reich Gottes gesehen und gebaut wurde. Hier sind seine großzügigen, wahrhaft geistlichen Gedanken darüber:

*„Einem gläubigen Christen muß das Reich Gottes und seine Förderung noch höher stehen als seine spezielle Kirche. Manche, sogar manche Geistliche, sehen es lieber, daß tote Namenchristen tot, aber nur in der Kirche bleiben. Das heißt doch wahrlich, die Kirche, die eigene Denomination über das Reich Gottes setzen. Ich stelle solchen gegenüber mit aller Entschiedenheit den Satz auf: Werden von der Kirche Vernachlässigte, Gleichgültige, Verweltlichte durch außerkirchliche, von den evangelischen Grundwahrheiten nicht abweichende Arbeiter zum Glauben erweckt und gehen sie infolge davon zu diesen über, so ist mehr Grund zur Freude über den Gewinn des Reiches Christi als zur Klage über den Verlust unserer Kirche.“*

Auf den großen internationalen Allianzkonferenzen war Christlieb ein gern gesehener Gast. Seine Vorträge bildeten geistliche Höhepunkte. Keiner aber hat einen solchen Widerhall gefunden wie die gründliche Behandlung des Themas *Über die besten Methoden zur Bekämpfung des modernen Unglaubens* auf der Konferenz in New York 1873. Christlieb führte aus, daß sich der Unglaube in dreifacher Weise zeige und darum auch in dreifacher Weise bekämpft werden müsse.

Beim einzelnen ungläubigen Menschen sei er zu bekämpfen durch geisteskräftiges Zeugnis von Christus, durch Belehrung und Seelsorge. Der Unglaube der gottlosen Wissenschaft müsse durch die wissenschaftliche Verteidigung der christlichen Wahrheit zurückgewiesen werden, so wie es Christlieb selber in seinem apologetischen Werk *Moderne Zweifel am christlichen Glauben* versucht hat.

Endlich offenbare sich der Unglaube in praktisch-sozialer Durchführung seiner Grundsätze. Es gelte, seine unsittlichen Wirkungen aufzuzeigen, den Dünkel, die Schmeichelei, die Herrschaft der Phrase, die Vergötzung des Menschen. Die Christen müßten mit dem Tatbeweis wahren christlichen Lebens sich ge-

gen solche Entartung wenden. Kirchlicher Zank und Eifersucht müsse aufhören. Das christliche Gemeindeleben müsse ausgebaut werden, die Laien müßten mitarbeiten, Werke der Liebe müßten getan werden. Auf diese und noch manche andere Weise solle und könne das Christentum auch seine soziale Überlegenheit über den Unglauben beweisen.

Christlieb, der von London her der englischen Sprache meisterhaft mächtig war, war mit seinem Vortrag der Held der Konferenz. Lassen wir einen Augenzeugen berichten, den Privatdozenten Edmund Spieß aus Jena:

„Das größte Aufsehen von allen Rednern erregte Professor Theodor Christlieb aus Bonn. Voll hinreißender Beredsamkeit, voll Begeisterung, reich an tiefen Gedanken wie an feinen, geistreichen Bemerkungen, nahm er das Christentum gegen die modernen Angriffe und Zweifel in Schutz und gab eine Verteidigung der evangelischen Wahrheit, welche aus dem Munde eines deutschen Theologen den Engländern und Amerikanern doppelt imponierte und beweiskräftig schien. Der Beifall wollte sich gar nicht legen. Ein gefeierter amerikanischer Theologe erklärte, er habe die englische Sprache gar nicht für reich und beweglich genug gehalten, solchen Gedanken ein entsprechendes Kleid zu geben. Sofort wurden von allen möglichen Seiten dem Helden des Tages die glänzendsten Anerbietungen gemacht, wenn er den Vortrag in den Städten der Union halten wolle. Er dankte in liebenswürdiger Uneigennützigkeit und Bescheidenheit. Christlieb, dessen Name auf alle erdenkliche Weise verdreht und verstümmelt wurde, mußte bei allen Anlässen einen ‚speech‘ halten. Er war immer bereit und hatte allezeit Salz bei sich. Jedenfalls hat er dem deutschen Namen in Amerika nicht bloß Ehre gemacht, sondern auch Glanz verliehen.“

Die Allianzkonferenz in New York wurde von amerikanischer Seite etwas sehr überschwenglich gefeiert. Sie wurde mit dem ersten Pfingstfest verglichen, ihre Bedeutung ginge weit hinaus über das Vatikanische Konzil der römischen Kirche, auf dem wenige Jahre vorher das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes proklamiert worden war. Man komme sich schon wie im Himmel vor. Die nüchterneren europäischen Besucher machten solche Übertreibungen nicht mit, aber auch sie konnten nur staunen und sich freuen, wie Christus über alle Grenzen hinweg seine Jünger verbindet.

Ein zweites Mal stand Christlieb im Mittelpunkt von Beifallsstürmen, als er dem französischen Abgesandten Dr. Fisch in

großer öffentlicher Versammlung die Bruderhand hinstreckte und dieser sie bereitwillig ergriff. Das geschah zwei Jahre nach dem unseligen deutsch-französischen Krieg 1870/71! Spieß, der Geschichtsschreiber der Konferenz, bemerkt: „Der Beifall wollte kein Ende nehmen. Dadurch hatte sich Christlieb den Weg zu weiteren Triumphen gebahnt, und er hat ihrer viele gefeiert, ohne stolz zu werden und seine fabelhafte Beliebtheit zu seinem Vorteil auszunützen, was ihm gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann.“

Eine schöne Begebenheit von jener Amerikareise hat Christlieb gerne weitererzählt. Er predigte einmal vor einer großen Negergemeinde über eins seiner Lieblingsthemen: über die Ruhe, die dem Volke Gottes bereitet ist. Er führte aus, daß es in der Vollendung nur noch einen Leib, einen Geist, einen Glauben und eine Sprache geben werde. Im Blick auf seine schwarzen Zuhörer, die wohl alle schon am eigenen Leibe erfahren hatten, wie die Rassengegensätze die Welt aufspalten und mit welchem Hochmut die Weißen auf die Schwarzen herabsehen können, fügte Christlieb hinzu: „Und es wird eine Farbe sein!“ Diese paar Worte riefen einen unvorstellbaren Jubel hervor. Immer wieder riefen die Neger unter lautem Händeklatschen: „Nur eine Farbe, nur eine Farbe!“ Noch beim Hinausströmen dauerte ihre Begeisterung an: „Nur eine Farbe, nur eine Farbe!“

Christlieb hat sich nicht nur im großen Rahmen von Weltkonferenzen um die Allianz gekümmert. Er hat sie auch im engeren Bereich seiner Heimat gefördert. Mit seinem Freund, dem Missionsmann D. Fabri, gründete er 1880 den *Westdeutschen Zweig der Evangelischen Allianz*. Er wurde sein erster Vorsitzender und zugleich der Leiter der jährlichen Konferenzen. Wir können keinen besseren Zeugen für das, was Christlieb für diese Konferenzen bedeutet hat, anführen als den Siegerländer D. Walther Alfred Siebel aus Freudenberg. Hier ist seine herzbewegende Schilderung:

„Ich stehe nicht an zu sagen, daß Christlieb auf diesen Konferenzen vielleicht den Höhepunkt seiner Tätigkeit erreichte. Dort, wo er den rechten Widerhall verspürte, ist er noch mehr in seinem Element gewesen als in Bonn, wo es nicht an Widerständen fehlte. Das war ohne Zweifel der Fall bei seinen Predigten im Wuppertal, aber noch mehr – Jahre hindurch – in Siegen als Leiter und Referent der Allianzversammlungen. Wenn der teure Gottesmann das, was die lebendigen Christen einigt, und das, was sie trennt, in seiner Art nebeneinander stellte und mit



dem Maßstab der Ewigkeit maß, so hatte man den Begriff des himmlischen Zusammenwohnens der Glieder am Leibe Christi aufs klarste vor Augen. Referierte er - ohne jedes Kanzel-  
pathos - in schlichter Sprache und gewinnender, herzlicher Liebe zu uns einfachen Brüdern, so herrschte atemlose Spannung, und mancher freute sich, wenn Pausen in der Meldung der Diskussionsredner eintraten; denn dann füllte sie der Vorsitzende aus.

Man merkte es dem teuren Mann jedesmal an, welche Freude ihm selber die Gemeinschaft mit den schlichten Weggenossen bereitete. Zum Schluß der Tagung bat er: „So, nun singt mir nochmals das Lied ‚Laßt mich gehn!‘ Das ist Brauch geblieben auf den Tagungen. Er stand dann an seinem Katheder mit verschränkten Armen und geschlossenen Augen. Kein Wunder, daß diese Versammlungen in den Familien unserer Gläubigen die Wirkung hatten, daß man sich einteilte in solche, welche den ersten Tag, und solche, welche den zweiten Tag wallten mit dem Haufen derer, die gen Zion pilgerten.“

Christlieb hat einen bedeutenden Einfluß auf das geistlich so bewegte Siegerland gehabt. Ihm, den Unkenntnis und Bös-  
willigkeit manchmal des Sektierertums anklagte, ist es zu verdanken, daß viele ernste Siegerländer Pietisten in der Landeskirche blieben und nicht den Austritt vollzogen, den sie mehr als einmal erwogen. Sie fanden auf vielen Kanzeln nicht die Speise für ihre Seelen, nach der sie hungrig waren. Ihre besonderen Versammlungen wurden von vielen Pastoren bekämpft und verdächtigt. Da schaltete sich Christlieb als Vermittler zwischen der Kirche und den Gemeinschaftsleuten ein. Er warnte das Konsistorium vor allen Gewaltmaßnahmen. Er riet den Pastoren, in deren Gemeinden es zu Spannungen gekommen war, das volle, lautere Evangelium zu verkündigen, für die besonderen geistlichen Bedürfnisse ihrer erweckten Glieder Verständnis aufzubringen, mit den Pietisten Kontakt zu suchen und gelegentlich ihre Versammlungen zu besuchen, nicht um diese zu leiten, sondern um im Kreis der Brüder als Mitbruder schlicht das Wort Gottes zu hören. Auf diese Weise, so versicherte Christlieb, würden viele wertvolle geistliche Kräfte der Landeskirche erhalten. Wo man nach seinem Rat verfuhr, gab der Erfolg seiner Voraussage recht. Wie liebten die Siegerländer den Bruder Professor, der so ganz der Ihre war!

Im benachbarten Oberbergischen, wo Christliebs ältester Sohn im Pfarrdienst stand, war es nicht anders. Wenn der Pro-

fessor aus Bonn kam - den verstanden die einfachsten Leute!  
Einer, der sonst hinter die Theologie etliche Fragezeichen zu  
setzen gewohnt war, erklärte im Blick auf Christlieb: „Es geht  
doch nichts über einen gläubigen Theologen!“

# Gnadau 1888

Immer hatte Professor Theodor Christlieb seinen Stand unter den Brüdern, immer war er bei denen, denen das Reich Gottes und seine Ausbreitung Herzenssache war. Wie hätte er fehlen können, als in Deutschland die Leute, denen es um die Gewinnung der Ungläubigen und Halbgläubigen durch die Evangelisation und um die biblische Festigung und Reifung der Gläubigen in der Gemeinschaftspflege ging, näher zusammenrücken wollten? Er tat fröhlich mit und steht unter den Gnadauer Vätern mit obenan.

Am 13. und 14. April 1887 fand im Johanneum in Bonn eine Generalkonferenz des Deutschen Evangelisationsvereins statt. Anwesend waren Christlieb als Vorsitzender, die Männer vom Bonner Lokalkomitee des Johanneums, weiter Baron Jasper von Oertzen aus Hamburg, Graf Bernstorff, Graf Pückler und Pastor Kraft aus Berlin, Prediger Schrenk aus Marburg, D. Fabri aus Godesberg, die Pastoren Dammann aus Essen und Ziemendorff aus Wiesbaden, dazu noch einige Gäste aus dem Rheinland, aus Westfalen und der Schweiz. Es ging in diesen Tagen vor allem um den Gedanken einer freien Konferenz evangelischer Männer aus ganz Deutschland, die im nächsten Jahr in Gnadau bei Magdeburg, einem der Hauptorte der Herrnhuter Brüdergemeine, zusammentreten und alle Fragen der Berechtigung und Praxis der Evangelisation und der Gemeinschaftsbildung gründlich durchsprechen sollte.

Als die Einladungen hinausgingen, waren sie von führenden Männern der Evangelisations- und Gemeinschaftssache aus allen Teilen Deutschlands unterschrieben. Damit war der neue Gedanke auf ein erfreulich breites Fundament gestellt. Da es hier nicht um die Aufgabe geht, die Gnadauer Anfänge in ihren Einzelheiten darzustellen, sondern um den Anteil, den Theodor Christlieb dabei gehabt hat, beschränken wir uns auf das, was er in jenen Pfingsttagen 1888 in Gnadau bei den Besprechungen und Beratungen der Brüder beigesteuert hat. Das ausführliche gedruckte Konferenzprotokoll gewährt da einen guten Einblick.

142 Teilnehmer waren erschienen, 68 Theologen und 74 Laien. Bei den Theologen ging die Stufenleiter vom Generalsuperintendenten bis zum Studenten. Unter den Laien waren Adlige, Beamte, Juristen, Lehrer, Handwerker, Landwirte, Kaufleute

te. Von dieser landschaftlich und beruflich sehr reich gegliederten Schar Männer sagte Christlieb in seinem Begrüßungswort:

*„Es gibt eine große und wachsende Gruppe derer, welche es von Herzen wohlmeinen mit den bestehenden Kirchen, die auch das bestehende Amt keineswegs um sein Ansehen bringen, wohl aber dasselbe noch wirksamer machen möchten durch stärkere Heranziehung begabter, geisteskräftiger Laien zum Gehilfendienst, besonders an großen Gemeinden. Sie geben die Hoffnung auf allmähliche Besserung der Schäden der Kirche und zwar auf innerkirchlichem Wege noch keineswegs auf, sie begehren aber dabei freieren Raum für die Selbsterbauung gläubiger Kreise zur Befriedigung des Gemeinschaftsbedürfnisses. Sie möchten aber unsere gar zu ängstlichen Kirchenmänner bitten, doch endlich einmal ihr Mißtrauen gegen solche kirchlichen Erbauungskreise fahren zu lassen, wodurch sie in diesen oft den Trieb zur Absonderung wecken oder doch fördern und so gerade die Kirche schädigen. Sie möchten aber auch diese Kreise bitten, doch die in der Kirche noch vorhandenen Heilsgüter dankbar anzuerkennen und zu benutzen und so im Anschluß an, nicht gegen das Bestehende, ihre geistlichen Gaben zum stillen Aufbau des Reiches Gottes zu gebrauchen. Zu dieser Gruppe gehören wir, d. h. wohl die große Mehrzahl der hier versammelten Brüder, wenn ich anders damit unsern Standpunkt einigermassen gekennzeichnet habe.“*

Eins der Referate auf dieser ersten Gnadauer Konferenz hieß: *Die Gemeinschaft der Heiligen und die notwendige Organisation der christlichen Gemeinschaften in Stadt und Land.* In der Aussprache trat Christlieb entschieden für die Existenzberechtigung der Gemeinschaften ein, da in den großen Kirchengemeinden das Verlangen nach wirklicher Bruderschaft kaum befriedigt werden könne. Mit wachem Auge sah er aber auch die Gefahren und Verirrungen, die in den Gemeinschaften sich breitmachen können. Es ist erstaunlich, wie sein nüchtern-praktischer Blick schon gleich in den ersten Anfängen der deutschen Gemeinschaftsbewegung die Versuchungen und Gefährdungen erkannt hat, die dann die Gemeinschaftssache durch die Jahrzehnte begleitet haben. Hier sind ein paar seiner Hinweise, die der Konferenzbericht festgehalten hat:

„Er kenne Gemeinschaften, in denen das früher vorhandene Salz allmählich dumm geworden sei oder zu werden drohe, und darauf bitte er die anwesenden Brüder zu achten. Oft werde die ursprünglich erhaltene Salz- und Sauerteigkraft nicht genug verwertet und zwar namentlich nicht nach außen, um

auch Gleichgültige und Verlorene zu gewinnen, und durch Nichtgebrauch verliere sich die Kraft. Jede geistliche Gabe müsse nicht nur im Bruderkreis, sondern auch zum allgemeinen Besten verwertet, ein Segen für die ganze Gemeinde werden. Dadurch erhalte und vermehre sich die Salzkraft.

Auch die ganze Art der Behandlung und Methode vieler Erbauungsstunden leide oft an Eintönigkeit. Manche, die eine Gabe hätten, verwerten sie auch hier nicht genug und bleiben passive Teilnehmer. Viele sind zu schüchtern, auch nur einmal eine Frage zu stellen über das ihnen noch Dunkle in dem behandelten Schriftabschnitt, was oft für sie und andere recht förderlich wäre. Daher wachsen sie nicht genug im Schriftverständnis. – Manche beten zu lang. Besser, daß mehrere kurz beten als einer zu lang. Viele predigen im Beten, sehen zu sehr nur auf die Menschen und ihre Bedürfnisse statt vor allem auf den, zu dessen Thron sie nahen dürfen. – Es wäre auch von großem Nutzen, wenn ernste, eifrige Geistliche sich dazu herbeiließen, dann und wann den geistigen Horizont mancher Stundenleiter etwas zu erweitern, ihnen mehr die Augen zu öffnen für vieles Wichtige, was im Reich Gottes vorgeht.

Gerade auch um einzelnen etwas salzlos gewordenen Gemeinschaften wieder zu größerer Kraft zu verhelfen, denke er auch daran, ob es wünschenswert und wie es etwa auszuführen wäre, daß die Gemeinschaften unter sich in nähere Berührung, in einen Verband träten, so daß dann Schwächere durch Berührung mit Stärkeren von Zeit zu Zeit erfrischt und neu gekräftigt werden könnten. Man könne hierbei an Beschaffung eines gemeinsamen literarischen Organs, an die Anstellung einiger Reisebrüder zum Besuch der Gemeinschaften, an Verbandstage für einzelne Länder u. a. denken.“

Ja, Christlieb dachte nicht nur die großen bahnbrechenden Gedanken, er stieg auch in die schlichte Praxis herab. In seinem Schlußwort gab er nicht überschwenglich, aber doch fröhlich gewiß seinen Eindruck wieder, daß sich mit dieser ersten Konferenz in Gnadau in vieler Hinsicht ein neuer Abschnitt im christlich-kirchlichen Leben anbahne. Aber daß nur niemand bei der Konferenz, so schön und anregend sie auch gewesen sei, hängen bliebe! Nein, sie sahen niemand mehr als Jesus allein! Darum ging es Christlieb:

*„Wir gehen auseinander auf verschiedenen Wegen, und doch, wenn der Herr bei uns ist, sind wir alle auf einem und demselben Wege und pilgern nach einem und demselben Ziele. Wir sehen*

*uns vielleicht nicht wieder in diesem Leben. Teure Freunde verlassen uns, und doch sind wir überall unverlassen von Freunden, wenn der eine Freund uns geblieben ist, Jesus. Darum wünsche ich Ihnen und mir zum Schluß das Eine: Möge es bei uns wahr bleiben, wenn wir uns demnächst umschauen und sehen dann keinen mehr von allen, die uns hier lieb geworden sind: „Sie sahen niemand denn Jesum allein!“*

„Wir sehen uns vielleicht nicht mehr wieder in diesem Leben“, hatte Christlieb in seinem Schlußwort gesagt. Er selber war es, auf den dieses ahnungsvolle Wort zutraf. Er ist nie mehr in Gnadau dagewesen. Im Jahr darauf ging er schon heim. Als die Brüder Pfingsten 1890 sich wieder versammelten, gedachten sie in wehmütiger Liebe des Mannes, der die erste Konferenz mit seiner überragenden geistlichen Persönlichkeit geprägt hatte. Sein Freund Jasper von Oertzen hielt ihm den Nachruf und warb darin um Leute, die bereit waren, das dreifache Erbe, das Christlieb mit dem Deutschen Evangelisationsverein, dem Johanneum und der Gnadauer Konferenz hinterlassen hatte, aufzunehmen, zu verwalten und treu zu pflegen.

## **„Von allem müssen wir Abschied nehmen, nur nicht von dir, Herr Jesu“**

42 Semester lang hatte Professor Christlieb in Bonn seine Vorlesungen gehalten. Er war auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Körperlich schien er so kräftig und unverbraucht zu sein, daß man – menschlich gesehen – die Voraussage wagen konnte, daß noch viele weitere Jahre des Schaffens vor ihm lagen. Trotz der ununterbrochenen geistigen Arbeit waren ihm Kopfschmerzen unbekannt. Herz und Lunge waren in Ordnung.

Schon vor Jahren war Christlieb eine Vorahnung gekommen, daß seine Arbeit in Bonn nach 21 Jahren zu Ende gehen würde. Er hatte dabei an die mögliche Übernahme einer neuen Aufgabe gedacht. Tatsächlich schien 1889 solch ein Wechsel bevorzustehen. Der junge Kaiser Wilhelm II. hatte von seinen Studentenjahren in Bonn her eine große Wertschätzung für Christlieb. Er hatte ihn oft predigen hören, und sein Urteil lautete: „Es gibt nur einen Christlieb in ganz Deutschland.“ Er trug sich mit dem Gedanken, den Bonner Professor nach Berlin zu holen. Schon im Sommer 1888 hatte es über solch eine Berufung voreilige Zeitungsmeldungen gegeben. Christlieb rechnete damit, daß sein Weggang nur eine Frage der Zeit sei. Er war sich klar darüber, in welche Fülle von Kämpfen und neuen Aufgaben der Wechsel ihn führen würde, aber er sah ihn als den Weg Gottes an, den er zu gehen bereit war.

Zu der Berufung nach Berlin ist es nicht mehr gekommen. Einen ganz andern Ruf hatte der Herr für seinen treuen Diener Theodor Christlieb, den Ruf zu frühem Heimgang. Nahe Freunde hatten mit dem scharfen Blick der Liebe im Winter 1888/89 eine leise Veränderung in Christliebs Wesen festzustellen gemeint. Irgendwie kam ihnen der starke, kämpferische Mann gemäßigter, geläuterter, sanfter vor. An einem Sonntag im Januar 1889 predigte er über den Text: „Es hat nie ein Mensch also geredet wie dieser Mensch“ (Joh. 7,46). Gewaltig war sein Zeugnis von dem Jesus von Nazareth, der in Gottes Kraft Gottes Wort redete, und seine Frau durchfuhr über dem Hören der Gedanke: „Diese gewaltige Predigt heute – hält die einer, der am Rande der Ewigkeit steht?“ Später erfuhr sie, daß einer Reihe von andern Hörern diese Frage auch gekommen sei.

Zum Neujahrstag 1889 schickte wie immer ein Freund, der Missionar war, ein Bibelwort als Jahreslosung. Sonst war das meist eins der herrlichen Verheißungsworte der Schrift oder ein kräftiger Zuspruch des Trostes gewesen. Dieses Mal lautete der Spruch: „Ich will dich auserwählt machen im Ofen des Elends“ (Jes. 48,10). Christlieb sah auf dieses Wort als auf eine feierliche Ankündigung seines Herrn, daß ihm vielleicht im neu begonnenen Jahr ein besonderes Maß an Kampf und Anfechtung bevorstünde, aber mit seinem strahlenden, kindlichen Vertrauen sagte er: „Alles wird gut werden, Gott macht keine Fehler.“ Als es in den ersten Wochen des neuen Jahres an Nöten und Schwierigkeiten nicht fehlte, war des Professors Sinn immer wieder bei seiner Jahreslosung, und er wiederholte seinen fröhlichen Trost: „Alles wird gut werden.“ Während sonst seine impulsive Wesensart sich leicht erregen konnte, blieb er jetzt zum großen Verwundern der Seinen immer still und gesammelt.

Als das Wintersemester 1888/89 schloß, war zum erstenmal Christliebs Gesundheit nicht recht in Ordnung. Ein Gefühl der Müdigkeit kam über ihn, das Essen schmeckte ihm nicht mehr. Ein seltsamer innerer Druck zeigte an, daß irgend etwas im Körper nicht stimmte. Die Ärzte, die befragt wurden, konnten keine Krankheit feststellen. Sie verordneten eine vierwöchige Kur in Bad Homburg. Einer scherzte: „42 Jahre lang haben Sie nie einen Tag Krankheit gekannt. Nun dürfen Sie wirklich nicht so sehr überrascht sein, wenn eine Zeit kommt, wo auch Sie einen kleinen Tribut an die menschliche Schwachheit zu entrichten haben.“

Der Aufenthalt in Bad Homburg brachte keine Besserung des Befindens. In einem Brief nach Hause schrieb Christlieb: „Nachdem ich stundenlang in den schönen Wäldern um Homburg spazieren gegangen war, kehrte ich zum Mittagessen zurück mit dem Wunsch, daß doch die Speisen gleich wieder fortgetragen würden. Sie erscheinen mir vollkommen überflüssig. Ich schlafe gut, wache aber frühmorgens mit einem seltsamen Druckgefühl am unteren Teil des Rückgrates auf. Der Doktor sagt, es käme alles von den Nerven und die meisten Geistesarbeiter litten früher oder später darunter.“

Nein, die Krankheit kam nicht von den Nerven. Es war Krebs, Nierenkrebs. Den Ärzten wurde es allmählich klar, der Kranke selber hat es nicht mehr erfahren. Als er sah, daß die Ruhe nicht die gewünschte Wirkung hatte, begann Christlieb mit dem Sommersemester 1889 wieder die Arbeit. Ergreifend war die Predigt, mit der er das Semester eröffnete. Der Text war Lukas 9,11: „Da



das Volk des inward, zog es ihm nach. Und er ließ sie zu sich und sagte ihnen vom Reich Gottes und machte gesund, die es bedurften. Aber der Tag fing an, sich zu neigen." In sein Zeugnis von der Macht Christi zu heilen flocht Christlieb seine persönliche Erfahrung ein:

*„Heilt Christus noch den Leib? Ich kann aus Erfahrung sprechen. Gestern, als ich die Predigt vorbereitete, hatte ich solche körperlichen Schmerzen, daß ich fürchtete, es sei unmöglich, heute zu euch von der Kanzel zu reden. In großer Schwachheit rief ich den Herrn an: ‚Gib mir die Kraft, doch wieder ein Zeugnis für dich, meinen Heiland, abzulegen!‘ Und das Gebet wurde erhört. Ich hoffe, daß heute niemand gemerkt hat, daß meine Stimme ihre Kraft verloren hat oder daß meine Gedanken weniger klar sind als sonst. Ich stehe vor euch als ein lebendiges Zeugnis dafür, daß Christus körperliche Schmerzen heilt und leibliche Kraft gibt.“* Ja, es war die alte Frische in dem Zeugnis, wenn auch der Mann, der es sagte, eingefallene Wangen hatte und ihm die Augen tief in den Höhlen standen.

Immer wieder erfuhr der schwerkranke Mann die Hilfe seines Herrn. Am Pfingstsonntag stand er wieder auf der Kanzel mit einer Botschaft voll Feuer und Leben. Er hielt seine Vorlesungen, über denen für alle, die sich in seinen Hörsaal drängten, eine unvergeßliche Weihe lag. Sein homiletisches Seminar war überfüllt. Alle wollten noch einmal vor Professor Christlieb predigen und sein Urteil hören. Wenn er um zehn Uhr von der Vorlesung heimkehrte, ging er nicht wie früher in sein Studierzimmer hinauf, um dort zu arbeiten. Nein, er sank erschöpft unter den Kastanien im Garten in einen Liegestuhl. Die Seinen umgaben und pflegten ihn liebevoll. Die ganze Gefahr, die ihm drohte, ahnten sie noch nicht. Es war bei aller Betrübniß über des Vaters Schwäche für sie eine willkommen wahrgenommene Gelegenheit, jetzt mehr mit dem früher immer so Beschäftigten zusammen zu sein. Freunde, die ihn besuchten, zog Christlieb in lebhaftere Unterhaltung hinein. Dabei leuchtete das Gesicht vor Freude. Man bestürmte ihn, seine Arbeit doch zu unterlassen. Er gab zur Antwort: „Die Stunde im Hörsaal ist die größte Freude für mich an jedem Tag. Wenn ich spreche, vergesse ich ganz, daß ich leidend bin.“

Das völlig veränderte Aussehen, der gänzliche Mangel an Appetit und die verfallende Kraft zeigten immer unausweichlicher an, daß die Krankheit höchst gefährlich war. Die Schmerzen konnten manchmal einen solchen Grad erreichen, daß der

Kranke sagte: „Ich werde zersägt wie die Märtyrer der ersten Christenheit.“ Als an einem Sonntagmorgen die Qual wieder besonders groß war, hörten die Seinen ihn beten: „Heute ruhen die Menschen, Herr, laß auch mich einmal ruhen von meinen Schmerzen!“

Bewegend war Christliebs Abschied von seinem geliebten Johanneum. Darüber schrieb Professor Pfeleiderer, der erste Inspektor der neuen Evangelistenschule: „Am 14. Juli fand in unserem Schulsale die Abordnung der Brüder Dannert und Nieß statt im Beisein der Hausgenossen und des Bonner Lokalkomitees, nachdem Professor Christlieb ergreifende Worte über 2. Korinther 4,5-7 und ebenso Professor D. Fabri über 1. Timotheus 4,11-16 an die Brüder gerichtet hatten. Eine bange Ahnung erfüllte unsere Herzen, daß diese erhebende Feier der von Gott geordnete Abschluß der Tätigkeit Professor Christliebs sein könne. ‚Von allem in dieser Welt müssen wir Abschied nehmen,‘ sagte er bewegt in seinem Gebete, ‚nur nicht von dir, Herr Jesu.‘ – Geweiht werden uns allen diese Stunden bleiben durch die Erinnerung an die letzte Aufbietung der Lebenskraft, der Gebetssalbung und des Zeugenernstes dessen, der so oftmals gerade an diesem Orte lehrend und erbauend sein gewaltiges Zeugnis abgelegt hatte von dem, welchen seine Seele so innig und kindlich liebte.“

Für den 15. Juli hatten der Professor und seine Frau geplant, nach Heinrichsbad im schweizerischen Kanton Appenzell abzureisen. Aber daraus wurde nichts mehr. Nach einem Blutsturz seines Patienten verfügte der Arzt: „Reisen kommt nicht in Frage. Sie müssen sich so ruhig wie möglich halten. Sie sollten nicht mehr die Treppe hinuntergehen und nicht viel zu sprechen versuchen.“ Der Kranke wollte sich durchaus an die gutgemeinten Anordnungen des Arztes halten. Aber eins brachte er nicht übers Herz: seine Studenten ohne ein Wort des Abschieds zu lassen. Wie oft hatte Christlieb an den Sonntagen seine Hörer zu „Offenen Abenden“ in sein Haus eingeladen! Nun kamen sie noch einmal in der Abendstille des 14. Juli 1889. Jeder durfte für nur eine Minute zum geliebten Lehrer hinauf und empfing seinen Abschiedsgruß.

Seine Frau und seine Töchter pflegten Christlieb. Sie waren des Staunens voll, wie leicht er, der in gesunden Tagen manchmal ungeduldig und rasch war, durch seine Geduld, seine Freundlichkeit, seine Dankbarkeit ihnen die Arbeit machte. Immer wieder gab Gott selber und gaben verbundene Menschen dem

Kranken Zeichen des besonderen Gedenkens. Wie erfreute ihn z. B. ein Brief aus Irland, in dem die Leitung der dortigen Reformierten Kirche, von der einst das Gebäude des Johanneums gekauft worden war, mitteilte, daß man auf die Zahlung der Restschuld verzichte!

Einen eigenhändigen teilnehmenden Brief sandte die Kaiserin Viktoria. Professor Martin Kähler aus Halle, Christlieb seit langem in herzlicher Freundschaft verbunden, schrieb unter dem 31. Juli 1889:

„Geliebter Bruder!\*)

Meine Gedanken, unsere Gedanken, sind unaufhörlich bei Dir, unsere Herzen noch mehr. Wir beugen uns unter die gewaltige Hand des treuen Schöpfers, dessen Bewahrung wir Deine Seele befehlen, in der gewissen Hoffnung, daß Christus an Deinem Leibe sich verherrlichen wird, es sei durch Leben oder Tod.

Ich habe einen großen Wunsch: Dir aus der Tiefe meiner Seele zu danken für all die Liebe, die Du mir erwiesen hast. Manchmal hast Du meinen Geist erfrischt und mir köstliche Speise auf der Reise gegeben. Möge jetzt die Liebe, die Du mir und so vielen andern gegeben hast, in reichem Maße auf Dich in der Stunde der Not ausgeschüttet werden!

Sollte Gottes unerforschliche Weisheit bestimmt haben, daß die Zeit des Abscheidens gekommen ist, dann bist Du, mein Bruder, dreimal glücklich zu preisen, daß Du dieses Leben, das so voll von Kampf, Irrtum und Nichtigkeit ist, verlassen und in das wahre Leben eingehen darfst. Im Vertrauen auf die allmächtige Gnade, ohne auf irgendein eigenes Verdienst zu trauen, strecke ich Dir die Hand der Hoffnung entgegen, um Dir Lebewohl zu sagen. Aber ich füge hinzu: ‚Wir treffen uns wieder, Bruder.‘

Dein Dir in Zeit und Ewigkeit verbundener  
Martin Kähler”

Und noch ein Brief aus den letzten Krankheitstagen. Er ist ein Zeugnis für den Segen, den Gott für viele junge Studenten auf Christliebs Leben und Dienst gelegt hat:

---

\*) Dieser und der folgende Brief lagen mir nur in einer englischen Fassung vor. Sie mußten ins Deutsche zurückübersetzt werden. Darum kann nicht in jeder Einzelformulierung der ursprüngliche Wortlaut verbürgt werden.

„Bonn, den 28. Juli 1889

Verehrter Herr Professor!

Ich war unter meinen Freunden als stolz und ehrgeizig bekannt. Ich hatte einen Plan gemacht, auf den ich große Hoffnungen setzte. Vor 6 Monaten scheiterte dieser Plan. Zur selben Zeit hatte ich einen Traum, in dem ich dachte, ich sei gestorben. Meine Seele wurde aufgefordert, vor dem Thron des Richters zu erscheinen. Meine Augen wurden geöffnet, aber ich setzte mein altes Leben fort, unfähig, mich von den Ketten der Sünde zu lösen, und so sank ich in einen Zustand der Gleichgültigkeit zurück.

Dann sah und hörte ich einen Mann, dessen Worte tief in meine Seele sich einsenkten. Ich saß zu seinen Füßen im Hörsaal und in der Kirche, und ich fühlte, daß er Gottes Bote war, um mich auf den rechten Weg zu führen. Herr Professor, Sie sind dieser Mann!

Sehr wahrscheinlich werde ich Sie nie wieder sehen, und deshalb muß ich Ihnen diese Zeilen senden. Ich muß Ihnen danken für alles, was Sie meiner Seele gewesen sind. Gott vergelte Ihnen und Ihrer Familie den Segen, den ich durch Sie empfangen habe! Möge er Sie aufrichten in den Tagen Ihres Leidens, und möge er Ihr kostbares Leben für Seine Gemeinde und für uns, die armen Studenten, erhalten!

Vielleicht denken Sie im Gebet

an einen Studenten, der noch die Wahrheit sucht.”

Eine besondere Freude war es für den Kranken, die meisten seiner sechs Kinder an seinem Leidenslager grüßen zu dürfen. Im Blick auf den ältesten Sohn, der im ersten Pfarrdienst stand, sagte er mit tiefer Freude: „Ich danke Gott, daß ich so lange leben durfte, um zu sehen, daß Theodor ein Mann in Christus geworden ist.“ Die älteste Tochter Helene konnte nicht an das Lager des Vaters eilen, sie stand an der Seite ihres Mannes in Bagdad im Missionsdienst. Gerne hätte er sie und ihre Kinder noch einmal gesehen, doch tröstete er sich mit der Hoffnung: „Es gibt einen besseren Platz, wo wir uns treffen werden.“ Gewiß war ihm der Gedanke, seine Frau und seine Kinder zu verlassen, schmerzlich. Aber er durfte nicht seine innere Ruhe trüben: „Ich verlasse eine Familie, für die kaum gesorgt ist. Aber in der Höhe ist einer, der für all ihre Bedürfnisse viel besser aufkommen kann als ich.“ Die Gewißheit seines Heils wurde ihm durch keine Anfechtung fraglich.

Am 27. Juli schien das Ende ganz nahe. Ständige Blutungen hatten Christliebs Körper völlig entkräftet. Am 28. Juli, einem Sonntag, feierte die Familie am Krankenlager das Heilige Abendmahl. Die Hand des ältesten Sohnes spendete Brot und Wein. Und dann geschah am Montag darauf etwas Bemerkenswertes. Der treue Freund Elias Schrenk kam angereist. Er versammelte die Familie und einige nahe Freunde um den Kranken. Dann betete er und legte ihm die Hände auf. Was geschah? Am nächsten Morgen hörten die Blutungen auf. Die Kräfte kehrten unglaublich schnell zurück, der Schmerz ließ nach, 14 Tage eines ungetrübten Glücks im Kreise der Familie wurden Christlieb geschenkt. Überall im Lande schöpfte man neue Hoffnung für das kostbare Leben. Martin Kähler schrieb an den jungen Alfred Christlieb, den späteren gesegneten Pfarrer von Heidberg, der ihm von der überraschenden Wende berichtet hatte: „Das Zögern des Widerhalls gibt einen guten Maßstab für die Tiefe des Eindrucks, den Ihre Zeilen voll herzerfreuenden Inhalts hervorriefen. Wenn der Widerhall nicht rasch kam, so drückt sich darin die atemlose Spannung aus, ob bleibe, was geschehen ist.“

Christliebs rascher Geist begann sogleich wieder zu arbeiten und zu planen. Viele Briefe, von ihm diktiert, gingen ins Land hinaus. Frisch begann er auch den 15. August. Er äußerte den Wunsch: „Eins erbitte ich vom Herrn, und ich fühle gewiß, er wird es mir gewähren: daß ich entweder bald zu meiner Arbeit zurückkehren darf oder, wenn das nicht sein Wille sein sollte, daß er mich schnell zu sich holt.“ Schon am Abend des Tages war der zweite Teil dieser Bitte erfüllt! Christlieb hatte lange fleißig diktiert. Gegen Abend legte er sich hin. Da faßte ihn plötzlich ein heftiger Kopfschmerz, wiederholtes Erbrechen trat ein, das Bewußtsein verlor sich – er schlummerte sanft hinüber. Ein Gehirnschlag hatte seinem irdischen Leben ein Ende bereitet.

Es ging ein großes Trauern, eine tiefe Erschütterung durch die gläubigen Kreise in Deutschland und darüber hinaus, als die Todesnachricht bekannt wurde. Mit 56 Jahren hatte Gott seinen Knecht abberufen. Menschlich gesehen war in Christliebs Leben so vieles unvollendet. Wer sollte und konnte ihn ersetzen? Wo gab es einen zweiten Mann, der ganz in volkskirchlicher Tradition wurzelte und doch so ganz Gemeinschaftsmann und Bruder unter Brüdern war? Wer hatte sonst noch in Deutschland diesen weiten Reichgottesblick wie er? Wer war in den außerdeutschen

Kirchen so bekannt und geachtet? (In einem Nachruf hieß es, Christlieb sei der im Ausland bekannteste deutsche Theologe seiner Zeit gewesen, und das war sicher nicht übertrieben.) Wer würde seine fruchtbaren Gedanken weiterdenken und seine lebendigen Anstöße weitertragen? Was sollte aus seiner Lieblings-schöpfung, dem Johanneum, werden? Wer konnte der werdenden Gemeinschaftsbewegung mit solch einer biblischen Klarheit raten? Wer würde wie er so viele angehende Pfarrer zur persönlichen Glaubensgewißheit führen und ihnen das Zeugenamt für den Heiland groß und wichtig machen? Fragen über Fragen dieser Art bewegten die Gemüter. Die Antwort konnte nur der schlichte Satz sein, den Christlieb so oft in der Zeit seines Krankseins ausgesprochen hatte: Gott macht keine Fehler!

Noch einmal sei Martin Kähler angeführt. In einem Beileidsbrief an Alfred Christlieb stehen Worte, die im Blick auf den tätigen, plänereichen, auf die Gemeinschaft der Kinder Gottes angelegten Theodor Christlieb seltsam berühren: „Es ging doch schon länger durch seine Seele ein tiefes Weh. Er schied vor einem Jahr von mir mit dem Wort: ‚Einsamkeit ist das Los der Christen in diesen Zeiten.‘“ Wunderschön und tief fügt Kähler hinzu: „Nun wird er in Gemeinschaft sein.“ Gewiß war Theodor Christlieb in Gemeinschaft, wenn er bei den Allianzkonferenzen in Siegen die Brüder grüßte. Jeder merkte es ihm an, wie wohl er sich unter den Kindern Gottes auf Erden fühlte. Aber aus dieser Gemeinschaft sehnte er sich nach der vollkommenen mit dem Heiland und seiner erlösten Schar. Der Mann, der so gerne in dieser Welt und Zeit tätig war, war zugleich ein Mann des unstillbaren himmlischen Heimwehs. Keinem Lied lauschte er so gerne – während er die Arme verschränkt und die Augen geschlossen hielt –, wie dem von Gustav Knak:

Laßt mich gehn, laßt mich gehn,  
daß ich Jesum möge sehn!  
Meine Seel ist voll Verlangen,  
ihn auf ewig zu umfassen  
und vor seinem Thron zu stehn!

## **Der große Gott in den Händen eines Menschen**

Habt ihr es nie gesehen, daß ein Vater, der sein Söhnlein auf dem Schoß hat und mit ihm spielt und scherzt, sich von ihm zum Scherze überwältigen, sich vom Kinde etwa die Hände binden läßt und sich stellt, als ob er jetzt gänzlich in der Gewalt des Kindes wäre, daß das Kind über seinen Triumph laut zu jubeln beginnt?

Ein Wörtlein unseres Textes kann uns daran erinnern, eines der merkwürdigsten Worte der ganzen Heiligen Schrift, an dessen Größe, Tiefe und Schönheit ich immer hängenbleibe, daß ich beim Lesen gar nicht mehr über die Stelle hinwegkomme. Ich meine das Wort: Laß mich! Der erzürnte Gott, der sein treuloses Volk vertilgen will, ruft Mose zu: „Und nun laß mich, daß mein Zorn über sie ergrimme und sie auffresse.“ Welch ein Wort: Laß mich! Gott, der Allmächtige, gibt sich in Moses Hände, er läßt sich von seiner eigenen Kreatur, von einem schwachen Menschen, gleichsam Hände und Füße binden und muß jetzt bitten und betteln: Laß mich, laß mich los, erlaube es mir! Als ob Gott nicht handeln dürfte, ja nicht könnte ohne die gnädige Erlaubnis Moses! Laß mich! Da sieh einen Vater, nicht etwa zum Scherz, sondern in heiligem Ernst von seinem Kindlein gebunden, das ihn hält und nicht losläßt, ja, das in seiner Kühnheit dem Vater die Bitte: „Laß mich los!“ nicht gewährt, sondern ihn gebunden hält, bis der Vater tut, was das Kind haben will! O, was ist doch das!

Die Schrift erzählt uns manche Beispiele von Kämpfen, worin ein Schwacher über einen Stärkeren siegt, so David über Goliath, die arme Witwe über den ungerechten Richter, u. a. Aber was ist das gegen den Ringkampf, auf den der heutige Text unsere Blicke lenkt, da ein Mensch Gott, den Herrn selbst, im Glauben, in fürbittender Liebe faßt, zwingt, überwältigt, ihn festhält, daß Gott rufen muß: Laß mich! und ihn dann erst recht nicht läßt, sondern zwingt, das zu tun, was der Mensch haben will.

Auch der Erzvater Jakob hat einst mit Gott siegreich gerungen und gerufen: „Ich lasse dich nicht“ (1. Mose 32,26), und hat

ihn auch nicht gelassen, bis er ihm seine Bitte gewährt hatte. O, was sind das für Worte! Wir wissen nicht, sollen wir uns mehr über die Kühnheit und Glaubenskraft dieser Menschen oder über Gottes Herablassung wundern? Mehr über Gottes Bitte oder über Moses Antwort? Mehr über den wunderbaren Kampf oder über den merkwürdigen Ausgang desselben?

O, laßt es euch doch eine rechte Freude, einen köstlichen Genuß sein, vor ein solches Wort zu treten, einem solchen Schauspiel zusehen zu dürfen! Und der Herr gebe, daß wir uns dadurch angetrieben fühlen, mehr, öfter, ernster, kühner mit ihm zu ringen und ihn im Glauben zu überwältigen, wenn wir jetzt die zwei Sätze betrachten:

*Laß mich! oder: Der große Gott in den  
Händen eines Menschen*

Dabei richten wir unser Augenmerk

1. auf Gottes Bitte oder die Herablassung, womit sich Gott in die Hände des Menschen begibt;
2. auf Moses Antwort oder den Glauben, der Gott faßt und überwältigt;
3. auf den Ausgang des Kampfes oder den Sieg Gottes im Sieg des Menschen.

Herr Gott! Wir erstaunen über deine unbegreifliche Herablassung! So viel Freundlichkeit haben wir dir nicht zugetraut. Vergib uns das, vergib uns, daß wir dich immer noch lang nicht genug kennen in all deiner Liebe und daß wir so wenig Gebrauch machten von deiner unbegreiflichen Güte! O hilf uns, ermuntere uns dazu, und damit wir dich bald überwältigen lernen, so überwältige du zuerst uns und alles in uns, was dir widerstrebt! O, siege du zuerst über uns und laß dann auch uns über dich siegen! Amen.

## 1.

„Der Herr aber sprach zu Mose: Gehe, steig hinab, denn dein Volk, das du aus Ägyptenland geführt hast, hat's verderbt. Sie sind schnell von dem Wege getreten, den ich ihnen geboten habe. Sie haben sich ein gegossenes Kalb gemacht und haben's angebetet und ihm geopfert und gesagt: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägyptenland geführt haben.“

Welch eine Nachricht für Mose, der eben die zwei Gesetzestafeln aus Gottes Hand empfangen hatte! Dein Volk hat's ver-



derbt! Alles, was wir geredet – verdorben! Alle meine Wunder und Gnadenführungen – verdorben! Mich, sagt der Herr, erkennen sie nicht mehr als ihren Retter, mich haben sie verworfen! Damit läßt er Mose fühlen, ohne daß er es ausspricht: So habe ich auch sie verworfen! Ja, so sehr ist schon das Band zwischen Gott und seinem Volk zerrissen, daß Gott es gar nicht mehr anerkennt als sein Volk, sondern sagt: Dein Volk, das du aus Ägypten geführt –, daß er nichts mehr wissen will von dem, was er am Volke getan, sondern davon redet als von etwas ihm ganz Fremden. O, welch ein erschütterndes „dein“, welch ein herzbrechendes „du“! Da steht Mose: allein vor dem heiligen Gott, verlassen von seinem Volk und sein Volk verlassen von Gott. Er fühlt, wie die ungeheure Sünde seines Volkes gleichsam auf seinen Rücken gelegt wird mit diesen göttlichen „dein“ und „du“, und schaut in diesem Augenblicke nur den Abgrund des göttlichen Zorns vor sich. Niedergeschlagen, erschrocken, überwältigt von Furcht und Kummer, ratlos schweigt er still vor Gott.

Da kommt Gott seiner Ratlosigkeit zu Hilfe; er hebt ohne irgend eine Antwort Moses von neuem an: „Und der Herr sprach zu Mose: Ich sehe, daß es ein halsstarriges Volk ist. Und nun – laß mich, daß mein Zorn über sie ergrimme und sie auffresse, so will ich dich zum großen Volk machen!“

Laß mich, ruft Gott und läßt mit diesem einen Wort den Mose seine große Gewalt über Gott begreifen, gibt ihm zu verstehen: Es ist noch ein Hindernis zwischen meinem Zorn und deinem Volk, der Feuerstrom meiner Gerechtigkeit ist noch aufgehalten durch ein Brett an der Schleuse. Dies Hindernis bist du, dies Brett bist du und dein Herz, das anfängt, um Gnade zu schreien, ob auch dein Mund noch stumm ist – laß mich! Räume dies Hindernis aus dem Weg, laß meinem Zorn den Lauf; dein inneres Schreien bindet mir die Arme, solange es dauert, kann ich nichts machen. Bei diesen Worten mußte Mose die schwindelnde Höhe, auf der er stand, klar werden, er beginnt zu fühlen: Noch ist nicht alles verloren; Gott ist noch gehindert, gehalten, gebunden, und ich bin es, mein Lallen und Stammeln ist es, was ihn hindert. In meiner Macht steht es, ihn zu lassen oder zu halten – der große Gott ist in meinen Händen.

Welch eine Herablassung Gottes, zu bitten: Laß mich! Welche Herablassung, es Mose zu sagen, daß er in seiner Gewalt sei. Sonst hätte Mose sicherlich nie geahnt, wen er in seiner Hand habe. Welche Herablassung, ein Geschöpf so hoch zu erheben, daß es erkennen muß: In meiner Macht ist es, ob Gottes Straf-

gerechtigkeit ihren Lauf haben soll oder nicht! Ist's denn nicht zum Erstaunen: Der große Gott ist in den Händen eines Menschen, und zwar gerade in dem Augenblick, wo er in seiner ganzen Furchtbarkeit erscheint, in seinem Zorneseifer. Der Herr des Himmels und der Erde, der nicht wohnt in Tempeln mit Händen gemacht (Apostelgesch. 17,24), ja den aller Himmel Himmel nicht fassen mögen, vor dessen Majestät auch die Cherubim in tiefster Ehrfurcht das Angesicht bedecken, der ist in der Gewalt eines Menschen, der läßt sich so weit herab, die Entscheidung seines ferneren Tuns in die Hand eines Menschen zu legen!

Und wem dies unbegreiflich ist, dem führe ich ein anderes Bild vor! Geh mit mir von der Wüste Sinai nach Kanaan, da führe ich dich in eine kleine Stadt, an allen Häusern vorbei bis zum letzten Ende des Ortes, da kommt noch ein ärmlicher Stall, in den treten wir ein. Dort sitzt in der Ecke, etwa auf einem Bund Stroh, eine Magd des Herrn, und ein Knäblein schlummert auf ihrem Schoß. Was sagt dir dies Bild? Nichts anderes predigt es als: Der große Gott, der, in dem die Fülle der Gottheit wohnt, ist in den Händen eines Menschen! Und diesmal nicht etwa in den Händen eines starken Mannes, sondern eines schwachen Weibes, einer Jungfrau – Welch eine Herablassung!

Und kannst du es noch nicht glauben, so führe ich dir ein neues Bild vor. Wir treten in einen Palast in Jerusalem, in eine große Halle. Ringsum die unheimlichen, fanatischen Gesichter des Hohen Rates, dort Diener und Kriegsknechte; in der Mitte steht ein Gebundener, ruhig, schweigend, voll Hoheit im Blick. „Was dünket euch?“ ruft der Vorsitzende und läßt abstimmen, und das Urteil lautet: „Er ist des Todes schuldig!“ – Was sagt dies Bild? Was anders predigt es als: Der große Gott ist in den Händen der Menschen, und diesmal nicht in denen eines gläubigen Propheten, nicht einer frommen Magd des Herrn, sondern in den Händen falscher Propheten, verstockter, heuchlerischer, ehebrecherischer Sünder! Welch eine Herablassung! – Und noch ein anderes Bild! Sieh dieselbe Mitleid erregende Gestalt mit geschwollenen Wangen, geißelverwundetem Rücken, verspeitem Angesicht, Blutstropfen unter einer Dornenkrone hervorquellend, in Gabbatha vor dem Palast des Landpflegers, umgeben von römischen Soldaten, während von der Straße her ein wüstes, dämonisches Geschrei erschallt: Kreuzige ihn! Der Richter tritt vor den Gebundenen und spricht mit stolzer Miene: „Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und

Macht habe, dich loszugeben?“ Was sagt dies Bild? Was anders predigt es als: Der große Gott ist in den Händen eines Menschen! Und diesmal nicht in der Hand eines Gliedes des erwählten Volkes, sondern in der Gewalt eines Heiden! Welch eine Herablassung!

Und laß mich hierzu noch das letzte Bild anfügen! Einem Hügel vor der Stadtmauer wälzt sich ein unabsehbarer Menschenstrom zu, Männer höhnen, lästern, Weiber weinen, die bleiche Gestalt in der Mitte trägt ein Kreuz und bricht darunter zusammen; jetzt sind sie oben, das Kreuz wird auf die Erde gelegt und die Gestalt darauf hingestreckt. Horch! was sind das für Hammerschläge, zwischen denen eine Stimme hervorklingt: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“? Sie hämmern Nägel durch die Glieder, durchgraben Hände und Füße; jetzt wird das Kreuz samt dem Körper daran aufgerichtet, und Blut rieselt reichlich hernieder von Quer- und Hauptbalken. – Was sagt dies Bild? Was predigt es anders als: Der große Gott ist in den Händen der Menschen, und diesmal nicht eines Israeliten, auch nicht eines vornehmen, gebildeten Mannes, sondern eines Henkers! – Welch eine Herablassung!

Ja, Seele, wirst du es nun glauben, daß der große Gott sich in die Hände der Menschen begibt in unendlicher Herablassung? Laß es nicht allein Jakob und Mose, laß es den Schoß und die Arme Mariens, laß es jede Spur der Mißhandlung am Leib und Gesicht deines Herrn und Gottes, laß es jeden seiner Blutstropfen dir sagen: Gott hat sich in die Hände der Menschen gegeben aus unbegreiflicher Herablassung! In nichts anderm besteht die ganze Erlösung als darin, daß Gott sich selbst in unsere Hände gab, daß er, der uns zu fern war, uns näher kommen, uns faßbar, greifbar werden wollte! Nichts anderes ist die in seinem Blut gestiftete Versöhnung als die freiwillige Hingabe seiner selbst in die Hände der Sünder und in die Macht der Finsternis, womit er uns zeigen wollte, daß er ganz unser, daß sein Leben, daß jeder seiner Blutstropfen uns gehöre, daß wir ihn haben und besitzen sollen.

Was dort auf Golgatha geschah, war nur der letzte und tiefste Akt des göttlichen Sichdahingehens in die Hände der Menschen, das schon dort auf dem Sinai begann, als Gott sich in die Hände Moses dahingab. Ob Gott in Moses oder Gottes Sohn in Mariens oder der Juden oder der Heiden Gewalt ist, es ist alles eine und dieselbe Herablassung, dieselbe heilige Liebe, die an keinem Seufzer vorbeigeht, ohne in ihrem Tun Rücksicht auf ihn zu neh-

men, die sich die Arme binden läßt von dem menschlichen Schreien und Seufzen, und die sich endlich Arme und Füße durchbohren läßt, weil sie das Elend der Menschen nicht länger mit ansehen kann, das, wenn auch stumm, wie dort Mose, gen Himmel schreit; die sich binden und töten läßt, um für den großen, ungeheuren Bundesbruch der ganzen Welt ins Mittel zu treten, dem Zorn Gottes ein für allemal in die Arme zu fallen und Gnade und Frieden auszuwirken für ein gefallenes Geschlecht!

## 2.

Herablassung ist's von seiten Gottes, daß er sich in die Hände der Menschen begibt; aber womit kann der Mensch ihn fassen, den der ganze Himmel nicht faßt? Der Glaube ist's, der Gott faßt und überwältigt. Das zeigt die Antwort Moses auf die Bitte Gottes.

Laß mich, ruft Gott, laß meinem Zorn Raum -, und Mose antwortet wie Jakob: Ich lasse dich nicht! Welch ein Mann, dem allmächtigen Gott eine Bitte rundweg abzuschlagen!

„Mose aber flehte vor dem Herrn, seinem Gott, und sprach: Ach Herr, warum will dein Zorn ergrimmen über dein Volk, das du mit großer Kraft und starker Hand hast aus Ägyptenland geführt?“

Sieh, die Herablassung Gottes macht ihm Herz und Mut, nein! zu sagen. O, denkt er, wenn's so steht, wenn die Vollstreckung deines Zorngerichts von mir abhängt, wenn du in meiner Hand bist - da mache ich von meiner Macht Gebrauch! Sieh hier den Glauben, er verzweifelt nicht, er schöpft Hoffnung; durch die Herablassung Gottes wächst das Vertrauen, daß er kühn wird, daß er Gott seine eigenen Worte zurückgibt: Dein Volk, nicht meines, das du ausgeführt, nicht ich; daß er Gott erinnert an die bisherige Gnadenleitung des Volkes, ja daß er ihm die Bitte abschlägt. Sieh, wie hart er Gott anfaßt schon in diesem „du“ und „dein“!

Und da Gott ihn anhört, ihn nicht unterbricht, was Gott nie tut, ihm nicht Schweigen gebietet, da wird er noch kühner und fängt an zu argumentieren: „Warum sollen die Ägypter sagen und sprechen: Er hat sie zu ihrem Unglück ausgeführt, daß er sie erwürge im Gebirge und vertilge sie vom Erdboden?“ Er erinnert Gott an seine und Israels Feinde, die triumphieren würden über die Vertilgung des Volkes, er faßt Gott an vom Punkt der Ehre und wagt es, Gott zu sagen, was er tun soll,

ihn zu bitten: „Kehre dich von dem Grimm deines Zorns und sei gnädig über die Bosheit deines Volkes.“ Und da Gott auch hierauf hört, so wird er noch kühner und faßt ihn endlich an vom Punkt der Treue, erinnert an den Gnadenbund mit den Erzvätern: „Gedenke an deine Diener Abraham, Isaak und Israel, denen du bei dir selbst geschworen und ihnen verheißen hast: Ich will euren Samen mehren wie die Sterne am Himmel, und alles Land, das ich verheißen habe, will ich eurem Samen geben und sollen's besitzen ewiglich!“ Und nachdem er also Gott an seine Lieblinge und an den mit ihnen geschlossenen Bund erinnert, da faßt er Gott nicht nur, da überwältigt er ihn! Gott ruft: Laß mich – Mose antwortet: Nein –, und Gott fügt sich dem Nein, weil er überwältigt ist! Was ist's, das Gott faßte und überwand? Antwort: Der Glaube an Gottes Gnade, an Gottes Ehre, an Gottes heilige Treue! Die Worte: „So will ich dich zum großen Volke machen“ hatten Mose eine schwere Glaubensprobe auferlegt. Der Ruhm, selbst Stammvater eines Volkes zu werden, hätte ihn betören können, aber nein, er vergißt sich selbst für sein Volk.

Und was faßte denn damals Gott, als die Zeit erfüllet ward, daß der Sohn Gottes empfangen und geboren werden sollte? Antwort: Der Glaube, der sprach: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast!“ – Und was faßt Gott heute noch – denn er gibt sich heute noch in der Menschen Hände –, wenn er die Rute erhebt und wenn eine Seele ihm in die Arme fällt und ruft: Halt! Verschone mich! Sei gnädig! Gedenke an das, was du schon an mir getan! Gedenke an dein Kind Jesus! Sieh ihn an, nicht mich, ich flüchte mich hinter ihn –? Was anders als der Glaube, der Gott an seine Gnade, seine ganze bisherige Führung, seine Ehre und Treue erinnert, der zuletzt sein heiliges Kind Jesus ihm vorhält, den auf Golgatha geschlossenen Bund; da faßt der Glaube Gott bei seinem Herzen und ruft: Ich bitte im Namen Christi; was ich bitte, bittet Christus mit mir, ihm hast du nie etwas abgeschlagen, also mußt du auch mir das gewähren! O was ist's für ein großes Ding um den Glauben, der in Christi Kraft mit Gott ringt und Gott überwältigt, der mit seinem Abba Gott umschließt und ruft: Du mußt meine Bitte gewähren, ich habe und halte dich, ich lasse dich nicht, du kannst nichts mehr machen, du mußt nachgeben! Welch ein wunderbarer Kampf! Ein Mensch, ein Weib, ein Kind faßt Gott an und überwältigt ihn im Glauben! Welch eine hohe Bestimmung! Du kannst und sollst wie Mose Gott gleichsam vor-

schreiben, was er tun soll: „Alles, was ihr bittet, so ihr glaubet, werdet ihr's empfangen!“ (Matth. 21,22). Ja, sagst du, aber das, was Jesum dort auf Gabbatha und Golgatha gefaßt, das war doch nicht die Hand des Glaubens! Allerdings, das war ein rohes äußeres Anfassen, aber selbst hierbei zeigte

### 3.

der Ausgang des Kampfes, daß der Sieg des Menschen nur der Sieg Gottes ist, d. h. daß Gott im Sieg des Menschen selber siegt, nur seine eigenen innersten Gedanken ausführt. Was war der Ausgang des Kampfes auf dem Sinai? „Also gereute den Herrn das Übel, das er drohte seinem Volk zu tun.“

„Gott ist kein Mensch, daß ihn etwas sollte gereuen.“ Auch dieses Reuen ist eben menschliche Ausdrucksweise; er ändert nicht seine Gesinnung, sondern er tut nur, was er von Anfang an tun wollte, nämlich sich gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Gnade und Treue zu erzeigen. Sein heißer Wunsch war zu verschonen, aber das kann er nicht, ohne daß Fürbitte eingelegt wird. Er wollte erst gebeten sein, um auf dies Flehen hin vergeben zu können. Daher machte er Mose Mut durch die Herablassung: Laß mich! Mut, ihn nicht zu lassen und um Erbarmen anzuflehen. Und wie Mose das tut, ihn nicht läßt, sondern um Gnade bittet, da läßt er sich überwältigen, läßt den Menschen siegen, aber in diesem Sieg siegt er selbst, vollführt er nur, was er von Anfang an haben wollte, verherrlicht er nur seine Gnade!

So siegte einst auch Jakob, der mit Gott und Menschen kämpfte und oblag; aber in Jakobs Sieg siegte Gott. Es ging, wie Gott es haben wollte, er wurde in einen Israel umgewandelt. – Und so siegten äußerlich die Menschen auf Golgatha, aber in ihrem Sieg siegte Gott selbst, führte seinen eigenen ewigen Ratschluß aus, seine Liebe und Gnade triumphierte. – So ist auch der Gebetssieg jeder Seele nur ein Sieg Gottes im Sieg des Menschen. Die Seele siegt im Glauben, im Namen und in der Kraft Christi. Aber eben wenn sie Gott im Glauben faßt, im Namen Christi bittet, da ist sie durch Christum Gott einverleibt; dann bittet sie nur, was Gott selbst will, spricht im Gebet nur Gottes eigenen Wunsch aus, und indem Gott also die Bitte erfüllt, die Seele siegen läßt, tut er nur, was er selbst wünschte, feiert er seinen eigenen Sieg. Ja, Gott wünscht nichts sehnlicher, als besiegt zu werden.

O liebe Seele, sieh, wozu du berufen bist! Als Gott den Bund mit seinem Volke und mit dir in der Taufe schloß, da hat er in dem

Wort „Ich will dein Gott sein und du sollst mein Kind sein“ dir auch versprochen, er wolle sich von dir besiegen lassen, und in Christo zeigt er dir, wie und wodurch du ihn besiegen kannst. Mehr kann er nicht tun, herablassender kann er nicht mit dir umgehen! Er ladet dich ein, ihn recht oft zu besiegen! Jede Seele, die zum Leben eingeht, zieht in den Himmel ein, nicht nur als Sieger über die Welt, über Tod und Hölle, sondern auch als Sieger über Gott, der ihren Gebeten nachgab, der tat, was sie wollte, wozu sie ihn zwang in ihrem Glauben, aber dabei doch nur vollführte, was er selbst wollte, der im Sieg der Seele seinen eigenen schönsten Sieg, den Sieg seiner Gnade und Barmherzigkeit, feiert!

Laß mich! O so gehe heim, unterstreich diese Worte, mach dir ein Zeichen daran, daß sie dich erinnern mögen an die Wahrheit: der große Gott in den Händen eines Menschen!

Es gibt mannigfache: Laß mich! Sollten dir diese Worte fremd geblieben sein? Hast du Gott nie so rufen hören? Laß mich - bei dir einziehen? Laß mich - dein steinernes Herz wegnehmen! Laß mich - dich von Sünden abwaschen! O da gib du auch nach und laß dich überwältigen! Wenn er aber ruft: Laß mich dich zertreten in meinem Zorn -, da laß ihn nicht, sondern überwältige du ihn durch den Glauben an Jesum Christum, der da spricht: „Wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Stuhl zu sitzen, wie ich überwunden habe und bin gesessen mit meinem Vater auf seinem Stuhl“ (Offb. 3,21). Amen.

Aus:

*Moderne Zweifel am christlichen Glauben*

## **Die Auferstehung steht fest!**

Nehmen Sie zu den mehr nur abwehrenden Verteidigungsgründen der Auferstehung dann die positiven Gegenbeweise von der Notwendigkeit der Auferstehung, dieser trost- und hoffnungsreichsten Tatsache in der ganzen Geschichte der Menschheit hinzu, Beweise, die nicht bloß historischer, sondern auch dogmatischer Natur sind. Sie gehen hervor aus dem Wesen der Person Christi, der als der sündlos heilige Gottessohn die Verwesung nicht sehen, den der Tod nicht bleibend binden konnte, weil er das Leben hatte in ihm selber – der, indem er sein Leben in den Tod gab, sich als die ewige Liebe erwies, die ewig leben muß, weil sie das Leben selber ist –; hervor schon aus der Allmacht und Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung, die sich selbst vernichten würde, wenn sie den Heiligen Gottes, in dessen Kreuzigung die Sünde und die ganze Macht der Finsternis ihren höchsten Triumph gefeiert hatte, im Grabe gelassen, wenn sie den um unsertwillen am Kreuze Verlassenen nicht wieder mit Preis und Ehre gekrönt hätte.

Sie gehen hervor aus dem Werk Christi, dem die Krone fehlt, wenn nicht in der Auferstehung sein Tod als ein für uns und nicht für ihn selbst erlittener, d. h. als Opfertod bezeugt und der letzte Feind, der Tod, überwunden ist –, aus der Gegenwart des Heiligen Geistes, den Christus infolge seiner Auferstehung und Himmelfahrt mitteilt und sendet (Joh. 15,26;20,22; Apg. 2,33), und aus der persönlichen Erfahrung der Gläubigen, welche die heiligende und beseligende Kraft des Auferstehungslebens Christi im Heiligen Geist fortwährend fühlen und genießen (Röm. 6,4; Kol. 2,12 ff.; 3,1 ff.; 1. Petr. 1,3), weil ihr Herr nicht bloß der Auferstandene, sondern auch die Auferstehung und das Leben ist (Joh. 11,25).

Sie gehen hervor aus dem Zusammenhang der ganzen Heils- und Reichsgeschichte, da mit der Auferstehung Christi die zweite, pneumatische Periode der Menschheit anfängt, die am Ende des Weltlaufs zu ihrer vollen Verwirklichung kommen wird, und daher auch aus dem Gesichtspunkt der Weltvollendung, indem die Auferstehung und Verklärung Christi das Vorbild und die göttliche Bürgschaft jener allgemeinen Auferstehung



und Verklärung ist, in welche als in ihr Ende und Ziel sowohl die Menschheits- als die Naturgeschichte ausmünden soll, wenn diese irdische Sphäre in die himmlische aufgehoben wird. – Nehmen Sie, sage ich, das alles zusammen, so dürfte die Auferstehungsfrage, an der auch Ihr ganzer Glaube und Ihre ganze Hoffnung hängt, für Sie nicht mehr zweifelhaft sein!

Wie einst die Wächter der Feinde Jesu sein Grab hüten sollten, daß man den Leichnam nicht stehle, so stellen wir mit allen obigen Gründen und mit dem Erfahrungsbeweis von der Auferstehungskraft Christi im Herzen uns vor dem leeren Grabe auf, damit man den Herrn der Herrlichkeit nicht wieder hineinlege!

Steht aber die Auferstehung fest, dann steht mit dieser großen Wundertatsache auch alles Vorangehende wie alles Nachfolgende. Dieser Höhe- und Schlußpunkt im Leben Jesu, dieser Mittelpunkt des ganzen Christenglaubens, trägt auch alles Übrige: alle vorangehenden Wunder, die Wahrheit des Versöhnungstodes Christi wie seine Himmelfahrt und die Ausgießung des Heiligen Geistes, ja auch schon die wunderbare Geburt und Gottessohnschaft; denn wenn Christi Lebensausgang ein so wunderbarer war, ist dann nicht der Schluß erlaubt, daß auch sein Lebensanfang ein wunderbarer gewesen sein müsse? Durch die Auferweckung hat Gott selbst Christum bezeugt und bestätigt als den, welchen die Kirche von Anfang an in ihm verehrte, als seinen eingeborenen Sohn! Der Glaube an ihn ist damit auf jedem wesentlichen Punkt gegen Kritik und Mythizismus geschützt, und es bleibt jenes Wort wahr, in das der Herr sein ganzes Wunderleben, ja auch die ganze Wundergeschichte seiner Kirche zusammenfaßt: „Fürchte dich nicht, ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

## Zur Wunderfrage

Durch Wunderleugnung entrinnen wir dem Wunder keineswegs, müssen vielmehr nur noch größere annehmen.

Wer an Gott glaubt, muß auch an das Wunder glauben. Glaubte einer nicht an Gott, so muß er doch an das Wunder der Welt glauben, die durch ein Wunder eben von Ewigkeit her da

gewesen sein und durch lauter Wunder und Rätsel sich bis zu ihrer jetzigen Stufe entwickelt und erhalten haben müßte. – Glaubt er nicht an die wunderbare Erschaffung des Menschen, so muß er an dessen Abstammung vom Affen und schließlich an dessen Hervorgehen aus dem Urschlamm glauben, d. h. an ein Abenteuer, dem ebenso jede Erfahrung als jedes sittliche Bewußtsein widerspricht. – Glaubt er nicht an die Wunderoffenbarung Gottes in der Geschichte, besonders in Christo, so muß er annehmen, ein Volk wie Israel und eine Erscheinung wie das Christentum habe von selbst in der Geschichte entstehen können, annehmen, daß die Predigt einiger armer galiläischer Fischer die Welt habe erobern und seither geistig beherrschen können, ohne daß göttliche Geistes- und Lebenskräfte hierbei mitwirkten. Und wäre das nicht ein noch größeres Wunder? – Glaubt er nicht an das fortwährende Walten der Vorsehung Gottes, so hat er den Schlüssel verloren zum Verständnis der ganzen Geschichte der Welt, des göttlichen Reiches und seines eigenen Lebens, und es ist keine Rettung mehr vor dem nichts erklärenden, gedankenlosen Glauben an einen Zufall.

Wie die Bibel viel unerklärlicher ist ohne Annahme einer Inspiration als mit ihr, so ist die Welt, die natürliche wie die sittliche, unendlich rätselvoller ohne den Glauben an Wunder als mit demselben. Wenn auch bei dem letzteren manches unverständlich bleibt, so sollte doch das viele Verständliche, das wir in der Heiligen Schrift finden, uns nötigen, auch das Unverständliche zu glauben. So machen es lernende Kinder. Um dessentwillen, das sie verstehen, nehmen sie auch das an, was ihr Verständnis noch eine Zeitlang überragt. Und das eben ist der Weg zum Lernen und Fortschreiten. Wir könnten hierin viel von den Kindern lernen und namentlich auch die ganze Schönheit und Naturgemäßheit des Wunderglaubens an ihnen erkennen. Weil die obere Welt mit ihren himmlischen Liebeskräften für sie eine unzweifelhafte Voraussetzung ist, so ist ihnen, wie den Engeln, das Wunder etwas ganz Natürliches; weil ihr Herz noch offen, ihr Gewissen noch wenig beschwert ist, so ist ihnen das Heranragen und Hereingreifen dieser göttlichen Kräfte in unser Leben ein gar fröhlicher Glaube. Wenn sie auf einer stillen Aue etwa eine Himmelsleiter anträfen, sie würden sich nicht allzusehr verwundern, sondern flugs darauf emporklettern und – oben ankommen, während wir Alten noch in kritische Betrachtungen versunken stünden. Und wer wäre dann der Klügere gewesen?

Es gibt jetzt viele zweifelvolle Gemüter, die, wenn sie in der Heiligen Schrift auf Wunder stoßen, dieselben nur wie „bittere Pillen“ schlucken oder gar sich alle Freude am Wort Gottes dadurch vergällen lassen. Und warum? Weil sie die großen Wege Gottes mit dem Maß ihrer eigenen kleinen Begriffe messen wollen, die doch nicht einmal ganz zureichen zum Verständnis dessen, was täglich um sie her geschieht. Weil zu groß von unsrem menschlichen Wissen und Erkennen, denken sie viel zu klein von Gott und seinem heiligen und mächtigen Walten. Nur die umgekehrte Anschauung führt zum Glauben an Wunder. Lernen Sie doch, verehrte Zuhörer, recht groß denken von dem unendlichen Gott und dabei recht bescheiden von allem menschlichen Erkennen und Tun, so sind die Wunder der Schrift Ihnen bald nicht mehr ein Kreuz, sondern ein Trost, nicht eine Quelle banger Zweifel, sondern eine herzliche Freude und Glaubensstärkung!

Wie Christus selbst, so bleiben freilich alle Wunder ein Zeichen, dem widersprochen werden kann (Luk. 2,34), hell und sicher genug für den, der glauben, aber auch dunkel und unsicher genug für den, der zweifeln will. Anders soll es auch nicht sein. Denn in das Geheimnis des göttlichen Waltens können und sollen nur diejenigen eindringen, welche die geistliche Wunderkraft Gottes am eigenen Herzen verspüren. Nur wer selbst in Lebensbeziehung steht zu dem Wunder aller Wunder, zu Christus, nicht bloß als Mensch, sondern noch mehr als Kind Gottes sich selbst als ein Wunder weiß, dem wird das Wunderwirken Gottes wie bei ihm selbst so auch in der Welt immer begreiflicher, immer notwendiger, dem wird das Übernatürliche immer natürlicher, weil es in ihm selbst immer mehr Leben und Gestalt gewinnt, der sieht je länger je tiefer und genauer den Finger Gottes auch in tausend kleinen Begegnissen, wo die blinde Welt nur Naturgesetze und Zufall sieht, weil er diesen Finger fortwährend an sich selbst spürt in Gnade und Zucht; dem wird darum auch niemand die Berechtigung widerlegen, festzuhalten an dem Glauben, zu dem der Engel beim Eintritt des größten Wunders auffordert, daß „bei Gott kein Ding unmöglich ist“ (Luk. 1,37).

# Voltaire und Paulus

„Gebt mir große Gedanken!“ hat einst der sterbende Herder ausgerufen. Im Tode braucht man große Gedanken. Das wenigstens werden Sie nicht leugnen. Auch große Geister, Fürsten im Reich des Gedankens, greifen sterbend nach ihnen, um sich an sie anzuklammern in dem allgemeinen Schiffbruch, in welchem die ganze sichtbare Welt vor ihrem brechenden Auge versinkt. Der Gedanken größter aber ist Gott, der ewige, heilige, persönliche Gott, der die Liebe ist. Und er ist in diesen Augenblicken der einzig große und bleibende Gedanke. Alle andern verschwinden und zerrinnen vor ihm. Wehe dem, der den ewigen Halt dieses Gedankens dann entbehrt, der ihn erst ernstlich faßt, wenn er selbst vielmehr von ihm gefaßt wird!

Sehen Sie das an einem Zweifler ersten Ranges im achtzehnten Jahrhundert, der wie wenige die Bekämpfung der ganzen christlichen Welt- und Gottesanschauung zu seiner Lebensaufgabe machte, wie keiner den Bibelglauben mit der Lauge endlosen Spottes begoß, der vom Deismus allmählich zum Atheismus herabsank, bis er endlich „den Willen seiner heiligen Majestät des Zufalls“ verehrte, an Voltaire. „Alles wohl erwogen“, schreibt er an eine Dame, die sich vor dem Tod fürchtete, „glaube ich, daß man nie an den Tod denken soll. Dieser Gedanke ist zu nichts gut, als das Leben zu vergiften. Der Tod ist durchaus nichts. Die Leute, die ihn feierlich ankündigen, sind Feinde des menschlichen Geschlechts; man muß sie sich stets vom Leibe halten. Der Tod gleicht dem Schlaf wie ein Wassertropfen dem andern, nur die Vorstellung, daß man nicht wieder erwachen wird, macht Pein.“

Als nun aber dies verachtete Nichts, der Tod, sich ihm selbst näherte, der sich und die halbe Welt durch seine Schriften vor dem Jenseits verpanzert zu haben glaubte, wie zeigte er sich da? – „Wenn ich den Tod des rechtschaffenen Mannes, der nur das Ende eines schönen Tages ist, mit dem von Voltaire vergleiche“, schreibt ein sicherer Gewährsmann, Voltaires Arzt, an einen Freund, „so würde ich deutlich den Unterschied zwischen einem schönen Tage und einem Sturm gesehen haben. Dieser Mensch war also bestimmt, unter meinen Händen zu sterben. Ich habe ihm oft die Wahrheit gesagt, aber zum Unglück für ihn bin ich der einzige gewesen. „Ja, mein Freund“, hat er mir

sehr oft gesagt, „Sie sind es allein, der mir guten Rat gegeben hat. Hätte ich ihn befolgt, so wäre ich nicht in dem scheußlichen Zustand, worin ich bin. Ich habe nichts als Rauch verschluckt; ich habe mich in dem Rauch berauscht, der mir den Kopf drehend gemacht hat. Sie können mir nichts mehr nützen. Schicken Sie mir den Irrenarzt! Erbarmen Sie sich mein, ich bin ein Narr . . .“ Ich kann nicht ohne Schauer daran denken. Sobald er sah, daß alles, was er getan, seine Kräfte zu vermehren, den entgegengesetzten Erfolg hatte, war der Tod beständig vor seinen Augen. Von diesem Augenblick an hat sich seiner Seele Wahnsinn bemächtigt. Von den Furien gepeinigt verschied er.“

So stirbt ein Apostel des Unglaubens! Von der halben Welt angebetet – aber hilflos und verzweifelnd; von Weihrauchwolken benebelt – aber wahnsinnig; vorher dem Tode Hohn sprechend, jetzt so krampfhaft sich ans Leben klammernd, daß er, was gleichfalls eine Tatsache ist, große Summen (100 Franken) für jede weitere Minute bietet; vorher im schwelgenden Gefühl, alles gewonnen, alles beherrscht zu haben – jetzt im gräßlichsten Zustand erklärend: Mir kann nichts mehr helfen!

Stellen Sie daneben einen Zeugen Gottes und Christi, wie er seinen Tod vor sich sieht, etwa einen Paulus. Nicht von Weihrauchwolken umgeben, von Ehrenbezeugungen überschüttet, aber viele Narben vom Haß der Welt, die Malzeichen, die er im Dienst Jesu empfangen, an seinem Leibe tragend, in Ketten und Schmach, zum Tod verurteilt, aber frei und stark, ruhig und freudig, nicht ans arme Leben sich klammernd, sondern „vergessend, was dahinten ist, und sich streckend nach dem, das davorne ist“, nicht im gräßlichen Qualzustand, sondern „Lust habend, abzuschneiden und bei Christo zu sein“, in süßem Frieden auf das Vergangene zurück-, in seliger Hoffnung auf das Kommende hinausblickend, wie er es in seinem letzten Vermächtnis an die Kirche im zweiten Timotheusbrief tut mit den Worten: „Ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden; ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit“ –, nicht um Hilfe bittend, sondern der Welt Hilfe anbietend, zeugend bis zum letzten Atemzug und sein Zeugnis mit seinem Blute besiegelnd, – so stirbt ein Apostel des Glaubens!

Wählen Sie! – „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“

# Blicke in Christliebs Tagebuch

Etwas besonders Kostliches ist für den Schluß dieser Lebensbeschreibung aufbewahrt: einige Auszüge aus dem Tagebuch Theodor Christliebs. Als die Einträge gemacht wurden, hat ihr Verfasser ganz gewiß keine Veröffentlichung im Sinn gehabt. Aber diese anspruchslosen Aufzeichnungen runden das Bild prachtvoll ab. Sie lassen in das Innere eines Mannes schauen, der ganz schlicht und einfältig Gottes Kind war, der in der Hand seines Herrn Demütigungen bejahte und aus ihr Aufmunterungen hinnahm, der an Gebetserhörungen und besondere Führungen glaubte und sie erlebte, der so glücklich war, wenn einem Menschen durch seinen Dienst geholfen wurde. Die oft nur flüchtig hingeworfenen Notizen wurden an einigen Stellen unwesentlich geglättet.

## London

15. November 1859

Gelobt sei der Herr, der mich würdigte etwas mitzuhelfen, um einer Seele vom Tode zu helfen. Fräulein D. aus Hannover stürzte sich aus Lebensüberdruß aus dem Fenster – lag verwundet im St.-Georgs-Hospital. Noch vor 14 Tagen war dämonische Nacht und Finsternis in ihren Augen, kein Funke von Lebenslust, von Vertrauen. Heute Freude und Wonne, seliger Friede im Gesicht, Klarheit, Demut im Geist, tiefste Sündenerkenntnis und Dankbarkeit im Herzen! Als sie von Frau L. erfuhr, daß wir in der Gebetsstunde für sie beteten, ging ein Lichtstrahl über ihr Antlitz. Kannte heute ihr Gesicht gar nicht mehr! Auch eine Erweckung! O, wie allmächtig ist unser Herr! Die englischen Damen hatten diese Seele aufgegeben, aber er zeigte sich als Lebensfürst und Siegesheld!

25. Januar 1860

Heute kam eine Magd zu mir und brachte mir ein ganzes Heft von aus dem Gedächtnis nachgeschriebenen Predigten von mir; sie ist nicht einmal Mitglied der Gemeinde, nur Gast. Wie erfreulich! So hat also mein Wort nicht wieder leer zu mir zurückkehren dürfen! O wie oft sitzt doch mitten unter vielen

harten Herzen eine sanftmütige Seele, die das Wort aufnimmt und bewahrt in einem feinen und guten Herzen!

11. Januar 1861

Eben gesteht mir ein Herr, der von Vater und Stiefmutter seit längerer Zeit schändlich mißhandelt und betrogen wurde, daß er durch ein neuliches Gespräch mit mir vom Selbstmord abgehalten worden sei. Er feilte bereits an einem Stempel, der die Inschrift „ehelos“ tragen sollte. Denselben war er entschlossen, glühend seiner Stiefmutter auf die Stirne zu drücken, um sie auf immer vor der Welt zu brandmarken. Nach der Tat wollte er sich sogleich entleiben. Nun sei er gänzlich davon abgekommen und habe alle Rachedgedanken vergessen. – Der Herr sei gepriesen, daß ich diesen Dienst einer Seele leisten durfte, und helfe ihr vollends ganz zum Frieden!

Karfreitag 1861

Kirche zum Ersticken voll. Da wurde mir gleich beim Auftritt der Kopf sehr blöd und benommen. Als wir aber das Lied sangen: „O Haupt voll Blut und Wunden“, da gedachte ich, daß dieses Haupt doch noch unendlich Schwereres getragen habe in diesen Stunden als mein Kopf; da konnte ich plötzlich all mein Weh auf jenes Haupt legen, war frei und durfte mit freudigem und kräftigem Auftun des Mundes ohne Anstrengung predigen.

25. Juni 1861

Wie der Herr doch immer gar freundlich zur rechten Stunde mir den rechten Wink schenkt! Gestern abend hatte ich in der Sitzung eine Szene mit Herrn O., der seine Ansichten von Seelsorge unter starken Vorwürfen gegen mich auseinandersetzte. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und überlegte, ob ich eine Untersuchung verlangen oder still dulden sollte. Da erinnerte ich mich diesen Morgen, daß gestern die Losung war: „Das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Übel verträgt und leidet das Unrecht“, und als ich zum Bibellesen kam, war es gerade der Abschnitt Matthäus 18,21–35: „Herr, wie oft muß ich meinem Bruder vergeben?“

Ich beugte mich unter das Wort Vers 28 „und er würgte ihn“, und fragte mich, ob ich Herrn O. um seiner aus der Luft gegriffenen Anklagen willen nicht etwas hart angefaßt und gewürgt

hatte, und ich sah, daß es höchste Zeit sei, den Groschenschuldigen loszulassen. Ich beschloß also und gelobte Gott zu schweigen. Kaum stand ich auf vom Gebet, klopfte es, und ein Mitglied des Vorstandes trat ein, mir zu sagen, daß es ihn treibe, nicht zu schweigen, sondern die Sache zu verfolgen und Herrn O. durch den Vorstand selbst die Mißbilligung des ungebührlichen Tons, den er sich gegen mich erlaubt habe, auszudrücken. – Ich dankte Gott, der, wenn ich selbst mich verleugnen kann und selbst meine Ehre nicht suche, sie sucht und Mittel findet, mich durch andere glänzender zu rechtfertigen, als wenn ich selbst es getan hätte.

10. November 1862

Nachdem mich in der vorigen Woche das Benehmen einiger Vorstandsmitglieder aufs tiefste verletzt und ihre unerhörten Anmaßungen mir die Freudigkeit im hiesigen Wirken fast genommen hatten, predigte ich gestern mit großer Furcht und wenig Freudigkeit. Da erschien heute abend eine Deputation des Jünglings-Vereins, die mich im Namen vieler Gemeindeglieder um die Erlaubnis, Abschriften dieser Predigt nehmen zu dürfen, baten und versicherten, dieselbe habe ihnen und der Gemeinde so viel neues Licht gegeben, daß ihre Zirkulation sehr gewünscht werde. Auch wurde ich ersucht, in einem der nächsten Vereinsabende noch weiter über den Gegenstand zu sprechen, was ich mit Freuden versprach. Der Text war Psalm 50,23 und das Thema: Der Weg zu Christus oder die Opfer des Dankes. – Dem Herrn sei Dank für diese Ermunterung!

12.–14. März 1863

Ich war zweifelhaft, ob ich am Sonntag über die Gefährlichkeit der Weltfreundschaft predigen dürfe, was ich mir vorgenommen hatte, weil einer, der dies besonders nötig hätte zu hören, abwesend sein sollte an diesem Tage. Unerwartet kam er am Samstag zurück, wollte aber am Sonntag früh weiterreisen, da verfehlte er den Zug und kam in die Kirche. Es machte den tiefsten Eindruck auf ihn, und er erkannte, daß Gott ihn ausdrücklich deshalb hier behielt.

25. September 1864

Ich predigte heute über Lukas 14,16–24: Es ist noch Raum da! Nachher kam ein ganz verkommener Mensch weinend zu mir



und erzählte, das Evangelium sei für ihn gewesen, er sei mehrere Nächte hindurch unter freiem Himmel gelegen und habe in Verzweiflung den Tag seiner Geburt verflucht, da habe er gehört, wie auch die Leute von den Landstraßen und Zäunen eingeladen werden sollen: der böse Geist verfolge ihn und rate ihm zu verzweifelten Schritten, schon spüre er, wie er geisteskrank würde usw. Er sei ein Katholik. Ich betete mit ihm, wodurch er sich sehr gestärkt fühlte, nachdem ich ihm den Willen Gottes zu seiner Seligkeit vorgelegt. Er war willens, ein neues Leben zu beginnen. Der Herr wolle zum Wollen auch das Vollbringen schenken!

7. April 1865

Ich besuchte heute eine kranke Frau. Als ich eintrat, sagte sie gleich, sie habe seit gestern den Herrn verloren. Ich fand sie in schwerer Anfechtung. Sie habe die Gnade so oft auf Mutwillen gezogen, deshalb sage ihr Satan vor, der Herr komme nicht wieder. Ich wies sie auf Hosea 11, da der Herr sich mit Recht über Israel beklage, daß es seine Liebe auf Mutwillen ziehe und doch sage: Aber mein Herz ist anderes Sinnes, meine Barmherzigkeit ist zu brünstig. Sie solle an sich selbst nur verzweifeln, aber nie an der Barmherzigkeit Gottes; sein Wort und seine Verheißungen blieben fest; an unserer Untreue pflege Gott seine Treue um so herrlicher zu erweisen usw. Da sah sie mich auf einmal an und sagte: „Es ist mir unter Ihren Worten ein Zentnerstein vom Herzen gewichen“ und vergoß Freudentränen.

**Bonn**

15. November 1868

Ich predigte heute unter spürbarem Segen in überfüllter Kirche über den Zinsgroschen. Ich spürte, daß mich der Herr gesegnet hatte und kam voll Lob und Dank gegen Gott heim. Als meine Frau heimkam, sagte sie mir, vor ihr seien zwei Studenten gegangen, von denen der eine über meine Predigt schimpfte, der andere sie verteidigte. Es tat mir leid, solch übermütiges Urteil von einem Schüler zu hören, und ich bat Gott um eine Ermunterung. Nach Tisch hatte ich den Trieb, für jenes übermütige Bürschchen zu bitten, daß Gott ihm die Augen auf tun möchte. Kaum war's geschehen (und das mußte vorausgehen!), so kommt

Herr Geheimrat Sell, um mir „zu dem Predigterfolg dieses Morgens herzlich Glück zu wünschen. Seit Jahren hätten die Leute keinen so tiefen Eindruck bekommen usw.“

18. Dezember 1869

Geheimer Kirchenrat Hoffmann aus Leipzig war hier, um mich für Leipzig zu gewinnen. – Was wirbt doch die Welt seit zwölf Jahren von allen Enden um mich! Ich spüre, daß sie mich überschätzen.

23. Juni 1872

Ich mußte bei dem heutigen Missionsfest wegen Erkrankung des berufenen Festredners die Hauptpredigt für ihn übernehmen. Durch mannigfache Krankheit in meinem Hause und den Tod meiner Schwester Mathilde sehr gedrückt, fiel mir die Predigt schwer, ich war auch nicht recht damit zufrieden, hatte aber unter Tränen Gott um einen rechten Festsegen gebeten. Gleich nach der Predigt, in der ich auch die Fortschritte des Evangeliums auf Madagaskar und den Mangel an Predigern dort erwähnte, kam ein reicher Herr unserer Gemeinde zu mir, bekannte, daß er bisher der Heidenmission wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe, aber nun auch mehr für sie tun wolle. Und dies bezeugte er sofort damit, daß er mir für die Londoner Missions-Gesellschaft und ihr Werk auf Madagaskar die Summe von 12000 Talern zur Verfügung stellte. Ebenso versprach er auch, eine große Gabe für die Kolsmission in Indien nach Berlin und eine weitere für die Batakmission auf Sumatra nach Barmen zu senden! – Der Herr sei gepriesen! Worin kann er unseren Kleinglauben beschämen!

18. Dezember 1873

Auf seinen Wunschzettel für Weihnachten schreibt Alfred, er wünsche 1. einige neue Bücher für die Schule; 2. Gutsle; 3. ein neues Herz! Darüber zur Rede gestellt, sagt er: Ich weiß wohl, daß du mir das nicht geben kannst, aber der Heiland, und der ist ja das Christkind, und dem wollte ich's sagen!

5. Dezember 1876

Heute morgen nach 7.30 Uhr hat der barmherziger Gott durch seine Schutzengel meine liebe zweite achtjährige Tochter Marie Luise aus großer Todesgefahr wunderbar errettet. Sie rutschte

(gegen ein früheres Gebot) auf dem Treppengeländer ein Stückchen herab, bekam das Übergewicht und stürzte kopfüber in den freien Raum nach innen auf den harten Boden des Hausflurs aus einer Höhe von etwa 20 Fuß, ohne Zweifel an einen untenstehenden Schrank zuerst aufschlagend. Sie lag nur einige Sekunden bewußtlos unten, kam dann gleich zu sich und hatte außer einer ganz unbedeutenden Abschürfung an der Backe keine Verletzung zu unserm und des Arztes Erstaunen, der sie nachher untersuchte. Wie leicht hätte sie mit zerschmettertem Hirn oder für ihr Lebtag verkrüppelt oder durch die sonst auf jenem Schranke stehenden Lampen (die an diesem Tage gerade entfernt waren bis auf eine ganz kleine) gräßlich verwundet unten ankommen können! – Dem Herrn sei ewig Lob und Dank für seine treue Bemühung! – Während sie sonst mit mir unten betete, hatte sie an diesem Tage schon oben mit ihrer Mama gebetet, ehe sie zur Treppe ging!

26. Oktober 1881

Am heutigen Tage durfte ich das 25jährige Jubiläum meiner Ordination zum Predigtamt feiern. Jeremia 17,7–8 war die erhebende Losung. Den ganzen Tag war mir's, als müßte ich weinen und jauchzen zugleich, beim Rückblick auf gar viele und fortgehende Defekte in meiner Amtsführung und auf so viele reiche Gnaden und mannigfache Segnungen Gottes. Den ganzen Tag goß der Herr seine Liebe in Strömen auf mich durch die Teilnahme vieler Freunde aus nah und fern, durch reiche Geschenke, viele, viele Briefe und Telegramme, Glückwünsche der Kinder, Gedichte, Ständchen des christlichen Gesangvereins früh morgens bis zum Quartett der Studenten spät abends. Schön waren die lebenden Bilder abends, darin meine Kinder mir den eigenen Lebenslauf vom kleinen Knaben (den der vierjährige Willy köstlich darstellte) bis zum Professor vor Augen stellten. Was aber ein besonders liebliches und gnädiges, vorher gar nicht geahntes Zusammentreffen war: An diesem Tage hörte mein ältester Sohn Theodor seine erste akademische Vorlesung als Student, und zwar im Exegetikum über die Perikopen! – Wie kann ich dem Herrn vergelten alle seine Wohltat?

10. November 1882

Ein Philologiestudent H., der mir vor einiger Zeit seine Zweifel am Glauben, sein Aufgeben des Betens usw. gestanden hatte

und den ich auf passende Bücher, darunter auch meine „Modernen Zweifel“ hinwies, schreibt mir heute an seinem 20. Geburtstag: „Durch Ihr Werk über die Zweifel am christlichen Glauben bin ich wieder voll und ganz dem wahren Christentum gewonnen, und wenn ich vor einem halben Jahr mich nicht scheute, offen meinen Unglauben zu bekennen, so will ich jetzt vor denselben Personen freudig mich als Christen bekennen. – Als ich zum erstenmal wieder in die Kirche gehe, noch von Zweifeln bestürmt, da höre ich, da mußte ich hören ‚vom verlorenen Sohn‘, und das von Ihnen, Herr Professor, gepredigt. Lange hat mir das in den Ohren gehalten, besonders Ihre Hinweisung auf den selbstgerechten Sinn! – Ich danke es freudig Gott und Ihnen, daß Unruhe, Ungewißheit und Zweifel aus meinem Herzen verbannt sind.“ – Der Herr erhalte diese Seele im Glauben! Gelobt sei Er!

# Literatur

*Theodor Christlieb*: Moderne Zweifel am christlichen Glauben für ernstlich Suchende erörtert. 2. erweiterte Auflage. Bonn, Verlag von Adolph Marcus, 1870.

*ders.*: Die besten Methoden der Bekämpfung des modernen Unglaubens. – Vortrag, gehalten bei der Versammlung der Evangelischen Allianz in New York. Neue deutsche Ausgabe. Gütersloh 1874, Verlag von C. Bertelsmann.

*ders.*: Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission. Eine Weltüberschau. Gütersloh 1880, Verlag von C. Bertelsmann.

*ders.*: Die religiöse Gleichgültigkeit und die besten Mittel zu ihrer Bekämpfung. – Vortrag, gehalten den 3. September 1884 bei der allgemeinen Versammlung der Ev. Allianz in Kopenhagen. Neuer Abdruck aus der kirchlichen Monatsschrift. Magdeburg, Druck und Verlag von E. Baensch jun., 1885.

*ders.*: Geschichte der christlichen Predigt im Umriß. Separatabzug aus der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1887.

*ders.*: Die Bildung evangelistisch begabter Männer zum Gehilfendienst am Wort und dessen Angliederung an den Organismus der Kirche. – Vortrag, auf der allgemeinen kirchlichen Konferenz in der Wuppertaler Festwoche am 9. August 1888 zu Barmen gehalten. Separatabdruck aus der kirchlichen Monatsschrift. Kassel, Verlag von Ernst Röttger.

*ders.*: Ärztliche Missionen. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann, 1889.

*ders.*: Deine Zeugnisse sind mein ewiges Erbe. Predigten. – Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben von Pastor Theodor Christlieb. Kassel, Verlag von Ernst Röttger.

*ders.*: Homiletik. Vorlesungen. Herausgegeben von Th. Haarbeck. Basel, Verlag von Jäger und Kober, 1893.

*Edmund Spieß*: Die Evangelische Allianz und ihre Generalversammlung in New York vom 2. bis 10. Oktober 1873. Jena 1874, Maukes Verlag.

Verhandlungen der Gnadauer Pfingstkonferenz (22.–24. Mai 1888). Herausgegeben von Dr. J. G. Pfeleiderer, Inspektor des Johanneums in Bonn. Gnadau, Verlag der Unitätsbuchhandlung, 1888.

*Theodor Christlieb, D. D.*, of Bonn. Memoir by his widow. (Eine Lebensskizze, verfaßt von Christliebs Gattin, enthalten in einer englischen Auswahl seiner Predigten.) London, Hodder and Stoughton, 1892.

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Auflage, 4. Band. Artikel über Christlieb von Eugen Sachsse. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1898.

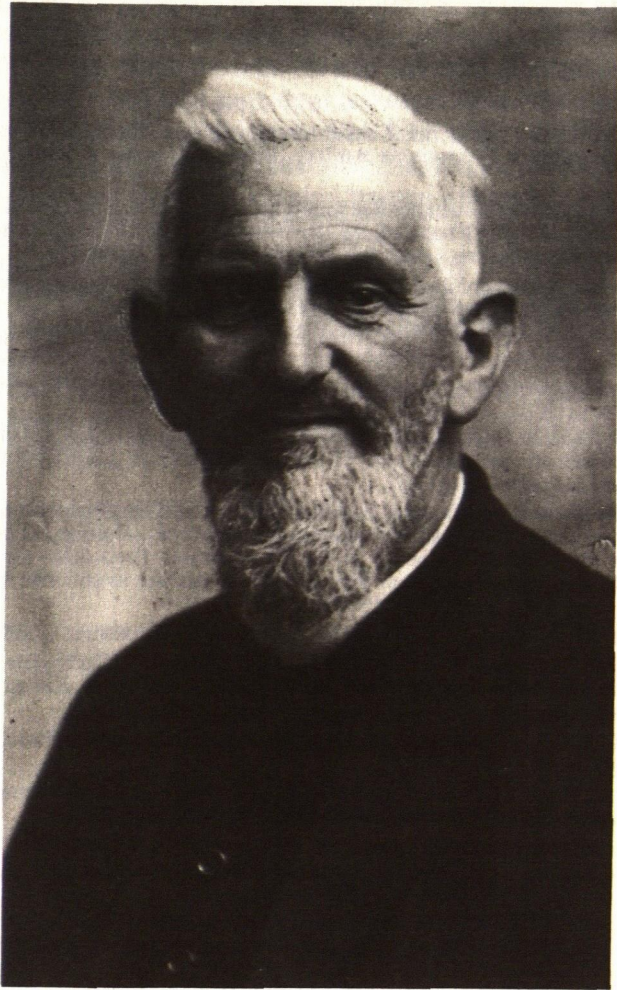
*Theodor Haarbeck*: Evangelistenschule Johanneum 1886–1911. Im Selbstverlag des Johanneums, Barmen.

*Albert Falkenroth*: Professor D. Theodor Christlieb. Zum 40. Jahrestage seines Heimgangs am 15. August 1889. Bonn, Verlag Albert Falkenroth, 1929.

*Alfred Roth*: 50 Jahre Gnadauer Konferenz in ihrem Zusammenhang mit der Geschichte Gnadaus. Brunnen-Verlag Gießen, 1938.

*D. Walther Alfred Siebel*: Aus dem Leben und Wirken der Gnadauer Väter. – Sonderdruck aus dem Gnadauer Gemeinschaftsblatt Juli/August/September 1938.

*Eduard Kühn*: Theodor Christlieb als Theologe. Ein unveröffentlichtes Manuskript.



**Alfred Christlieb**

# Ein herrlicher Vater

Gewiß hat auch Alfred Christliebs Mutter auf ihren Sohn einen gesegneten Einfluß gehabt. Sie stammte aus einer Missionarsfamilie. Ihr Vater war der bedeutende Indienmissionar Jakob Weitbrecht, der durch Ludwig Hofackers erweckliche Predigt zum Glauben gekommen war, seine Ausbildung im Basler Missionshaus erhalten hatte und dann in den Dienst einer englischen Missionsgesellschaft getreten war. Er hatte eine Engländerin zur Frau. Aus fruchtbarer Pionierarbeit wurde er als Fünfzigjähriger 1852 heimgerufen. Seine Witwe blieb im Dienst der Mission, zwei Kinder erwählten denselben Weg.

Emily, die älteste Tochter Jakob Weitbrechts, heiratete den Pfarrer Theodor Christlieb, der von 1858 bis 1865 die deutsche Gemeinde in Islington im Norden Londons betreute. Alfred Christlieb hatte also eine Mutter, die von ihrem Elternhaus her einen Blick und ein Herz für das weltweite Werk Gottes in der Mission besaß. Das mußte auf ihren Sohn abfärben.

Bedeutsamer aber als die Mutter hat der Vater Alfred Christlieb geprägt und ihm geistlich den Weg gewiesen. Das ist ein herrlicher Mann gewesen, auch im Äußeren sehr anziehend. Daß er eigentlich von den Türken abstammte, sah ihm wirklich niemand an. Ja, so erzählt die Chronik der Familie Christlieb, daß der erste Ahnherr ein Türkenbub war, der in den Wirren der Türkenkriege 1688 von Soldaten des Markgrafen von Baden-Durlach bei der Eroberung von Belgrad elternlos aufgegriffen und nach Deutschland gebracht wurde. Dort wuchs der Junge heran, lernte das Christentum kennen und lieben, nahm es an und erhielt in der Taufe den schönen Namen „Christlieb“. Dieser Friedrich August Christlieb wurde ein erfolgreicher Tapezierer, ja, er brachte es zum Hoftapezierer des Markgrafen von Baden-Durlach und später des Grafen Eberhard von Württemberg.

So wurden die Christliebs Schwaben. Aus ihrer Mitte gingen eine Reihe tüchtiger Theologen hervor. Alfreds Vater, Theodor Christlieb, wurde am 7. März 1833 in Birkenfeld im württembergischen Schwarzwald geboren. Früh schon hatte die Gnade Gottes ihr Werk an ihm, und der Entschluß stand fest und wurde ausgeführt: Ich werde Pfarrer wie mein Vater. Der junge Theologe half eine Zeitlang im schwäbischen Kirchendienst, dann ging er nach London als Pfarrer einer deutschen Gemeinde. Damit be-

gann für Theodor Christlieb die fruchtbare Bekanntschaft mit dem angelsächsischen Kirchentum, das ihn in vielem mächtig anzog und nachhaltig beeinflusste. Er hatte lebendigen Umgang mit Christen und Pfarrern der verschiedensten Kirchengemeinschaften und gewann dadurch jene weitherzige Allianzgesinnung, die ihn sein Leben lang auszeichnete. Seine starken Eindrücke von der erwecklichen Aktivität der englischen Christen haben sich später in der Heimat fruchtbar ausgewirkt und seine Tätigkeit in der beginnenden deutschen Gemeinschaftsbewegung mitbestimmt.

Das Gesamturteil Christliebs über seine englischen Erfahrungen lautete: „Was ich in England besonders achten und schätzen lernte, das ist vor allem der Ernst, der überall mit der Bekehrung gemacht wird, der klare und scharfe Unterschied, den auch die Gemeinden zwischen Bekehrten und Unbekehrten und Halbbekehrten ziehen, das ernste Dringen auf persönliche Wiedergeburt jedes einzelnen, die Treue der evangelischen Geistlichen in der Seelsorge, das rege Mitwirken der Laien zur Erbauung der Gemeinde, die Teilnahme der Kirchenältesten an der Seelsorge, die Opferwilligkeit von arm und reich und die ganze lebendige Selbsttätigkeit der Gemeinde, die sich nicht bloß erbauen läßt, sondern auch sich selbst erbaut nach dem Wort des Apostels 1. Petrus 2,5: Als die lebendigen Steine bauet euch zum geistlichen Hause!“

1865 folgte Theodor Christlieb einem Ruf als Pfarrer nach Friedrichshafen am Bodensee. Dort hielt der württembergische König den Sommer hindurch Hof. Am 22. Oktober war die Antrittspredigt über den Vers aus Psalm 119,111: „Deine Zeugnisse sind mein ewiges Erbe; denn sie sind meines Herzens Wonne.“ Es ist dasselbe Wort, das Alfred Christlieb so geliebt und das man ihm auf den Grabstein gesetzt hat.

Auf den Höhepunkt seines Lebens und Wirkens wurde Theodor Christlieb geführt, als er 1868 zum Professor der Praktischen Theologie nach Bonn am Rhein berufen wurde. Er stellte sich seinen Studenten folgendermaßen vor: „Mein Name ist Christlieb, und das soll auch mein Programm sein; denn Christum liebhaben ist besser denn alles Wissen.“ Daß ein Professor so schlicht und einfältig von der Liebe zum Heiland sprach, das war nicht gerade alltäglich im akademischen Hörsaal und ließ aufhorchen.

Christlieb hat als Wissenschaftler etwas geleistet. Er hat eine nicht unbedeutende „Geschichte der christlichen Predigt“ geschrieben. Man merkt, wie es ihm besonders die Verkündigung in den Erweckungszeiten angetan hat. Was er auf dem Katheder vor-



trug und am Schreibtisch erarbeitete, das war jedoch nicht das Ganze seiner Wirksamkeit. Nur Wissen vermitteln, das war ihm nicht genug. Dieser Professor war auch stets Seelsorger seiner Studenten und erlaubte sich ihnen gegenüber sehr unakademische, sehr persönliche Bemerkungen wie diese: „Ihr müßt Zeugen werden aus eigener Erfahrung!“

Er scheute nicht die für manche Ohren ärgerliche Rede, daß „auch Pastoren sich bekehren müssen“. Und er machte nicht mit, wenn man das Zeugnis und den Zeugen auseinanderriß. Er kannte keine nur objektiv richtige Wiedergabe des Evangeliums, für ihn mußte der ganze Mann hinter der Botschaft stehen: „Das Gesetz des Reiches der Natur gilt auch auf religiösem Gebiet: Nur Leben kann Leben zeugen und wecken.“

Weil es ihm Herzenssache war, daß die Botschaft von Jesus aus dem Mund lebendiger Zeugen erscholl und einen weiten Raum gewann, förderte der Professor der Theologie Christlieb die Evangelisationsarbeit, die damals in Deutschland ihre ersten Schritte wagte. An der Berufung von Friedrich von Schlümbach, einem amerikanischen Methodisten deutscher Abstammung, zu Evangelisationsvorträgen, vor allem in Berlin, war er – zusammen mit Hofprediger Stoecker – maßgeblich beteiligt. Mit dem Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland, Elias Schrenk, verband ihn herzliche Freundschaft. Der „Deutsche Evangelisationsverein“, aus dem später die „Gnadauer Konferenz“ hervorging, zählte ihn zu seinen Gründern. Die Predigt vom Heil durfte nach seiner Erkenntnis nicht nur Sache der akademisch ausgebildeten Theologen sein, es sollte auch ein fröhliches Aufgebot von bekehrten, bewährten und begabten „Laien“ zum Werbedienst für Jesus hinausziehen. Für diese Aufgabe gründete Christlieb die bekannte Evangelistenschule „Johanneum“ in Bonn, die später nach Wuppertal-Barmen übersiedelte und dort heute noch ihren wichtigen und gesegneten Dienst tut. Durch alle diese Tätigkeit ist Professor Christlieb einer der bedeutsamsten Väter und Wegbereiter der deutschen Gemeinschaftsbewegung geworden.

Christlieb kannte keine konfessionelle Beschränktheit, er hielt sich zu allen Kindern Gottes. Darum nimmt es nicht wunder, daß er bei der Gründung des „Westdeutschen Zweiges der Evangelischen Allianz“ dabei war. Auf großen internationalen Allianzkonferenzen wurde der Dienst des deutschen Professors, der die englische Sprache glänzend beherrschte, sehr geschätzt. Besonders eindrucksvoll war eine Rede Christliebs 1873 in New

York. Er hielt sie vor Negern. Zwar war inzwischen die Sklavenbefreiung eingetreten, aber die schwarze Hautfarbe brachte den Negern immer noch genug Spott und Ächtung ein. Darum wurde ein Satz aus Christliebs Ansprache besonders begeistert von den Negern aufgenommen und in stürmischem Jubel und mitreißendem Rhythmus von den Massen immer aufs neue wiederholt: „Im Himmel gibt's nur eine Farbe!“

Aber auch in den kleinen Vereinshäusern im Oberbergischen und anderswo war Theodor Christlieb zu Hause und „Bruder unter Brüdern“. Wenn sonst die schlichten Pietisten sich oft eines gewissen Mißtrauens den Theologen gegenüber nicht erwehren konnten, bei diesem Professor waren sie ganz Ohr, dem gehörte ihre volle Liebe und Anerkennung. Ein führender Mann unter den Gläubigen im Oberbergischen war so dankbar und erfreut über den klaren, gründlichen und verständlichen Dienst Christliebs, daß er feststellte: „Es geht doch nichts über einen gläubigen Theologen!“

Professor Christlieb war eben ein Theologe, dem Jesus und seine Sache über alles ging. Wie freute er sich, andern und sich selbst den köstlichen Trost zurufen zu können: „Herr Jesus, von allem müssen wir einmal Abschied nehmen, nur nicht von dir!“ Daß die Sache, die Botschaft Jesu, laufe und seine Gemeinde sich sammle und auferbaue, das war ihm innerstes und heiligstes Herzensanliegen. Das ging ihm über alles Eigene und Persönliche. Der Sohn Alfred hat den Vater einmal beten hören: „Laß mich darüber wegsterben, wenn es für dein Werk besser ist, aber deine Sache laß vorwärts gehen!“ Der Junge ist ganz erschrocken gewesen. Betete hier der Vater nicht um seinen eigenen Tod? Aber er hat auch einen starken Eindruck gewonnen, wie das ist, wenn ein Mensch ganz für Jesus und sein Königreich beschlagnahmt ist.

# Aus der Jugendzeit

Alfred Christliebs Geburt fällt in die Friedrichshafener Zeit. Am schönen Bodensee, da, wo in der Ferne das Schneehaupt des Säntis aufragt, hat er am 26. Februar 1866 das Licht der Welt erblickt. Nur etwas über 2 Jahre ist das Büblein im Schwabenland geblieben, dann folgte der Vater dem Ruf an die Universität Bonn. Doch die schwäbische Heimat hat Alfred Christlieb immer liebgehalten.

In Bonn am Rhein konnte sich solch ein Junge aber auch wohlfühlen und eine frohe Jugend erleben. Leider war Alfreds Gesundheit nicht immer die beste. Erholung und Stärkung brachten ihm schöne Ferienaufenthalte bei Verwandten auf der Schwäbischen Alb. In der Schule gab es gelegentlich Sorgen und Schwierigkeiten. Erste unauslöschliche geistliche Eindrücke waren die Andachten und Gebete des Vaters. Es war Professor Christliebs Hauptsorge, daß seine Kinder früh auf den Weg mit Jesus kämen. Aber er hat alles Drängen und Treiben unterlassen und verabscheut. Auf die Wichtigkeit und Dringlichkeit des Gebetes hat der Vater seine Kinder unermüdlich hingewiesen. Als Alfred Bonn verließ, um auf dem bekannten evangelischen Gymnasium in Gütersloh weiterzulernen, begleitete ihn der Vater zum Bahnhof, ging noch neben dem sich schon in Bewegung setzenden Zug her und gab seinem Jungen als letztes die liebevolle Ermahnung mit: „Nicht wahr, mein Kind, du vergißt mir das Kämmerlein nicht!“

Das Gütersloher Gymnasium hatte damals in Pastor Theodor Braun einen ganz vorzüglichen, tief gläubigen Religionslehrer. Braun ist später als Generalsuperintendent nach Berlin gegangen. Wie viele seiner Schüler hat auch Alfred Christlieb diesen Mann sehr verehrt. Im Pfarrhaus in Heidberg hatte Brauns Bild jahrzehntelang einen Ehrenplatz inne. Der Lehrer gewann gleich beim ersten Zusammentreffen das Vertrauen des neuen Schülers. Er fragte den Jungen nämlich, ob er Geschwister habe und wie sie sich untereinander vertragen hätten. Alfreds offene und ehrliche Antwort lautete: „Wir haben uns oft gezankt.“ Darob keine Entrüstung bei dem geistlichen Herrn, sondern das Eingeständnis: „So ähnlich war es bei uns auch!“

Alfred Christlieb war inzwischen ein hochaufgeschossener junger Mann geworden, den die Mitschüler „Schmalbrett“ nann-

ten. Er trieb eifrig Sport, war ein guter Turner und Schwimmer und betätigte sich als Mitbegründer des Gütersloher Turnvereins.

Bekehrt war er noch nicht, als er nach dem Abitur das Gymnasium verließ und sich dem Studium der Theologie zuwandte. Wohl trug er gute und starke Eindrücke aus dem Elternhaus und aus dem Unterricht sowie von der christlichen Persönlichkeit seines Lehrers Braun im Herzen. Aber die eigentliche Stunde der Hinkehr zu Christus mußte noch kommen. Alfred Christlieb ging zunächst auf die Universität Basel, wo er zugleich an der Predigerschule, die wegen ihrer klaren bibelgläubigen Theologie unter den ernstesten Christen großes Ansehen genoß, Vorlesungen hörte. Seine militärische Dienstzeit als Einjährig-Freiwilliger absolvierte er in Bonn, wo er zugleich Vorlesungen an der Universität belegen konnte. Dann ging er nach Halle, wo er unter den gesegneten Einfluß von Professor Martin Kähler kam.

Ein tiefer Einschnitt in Alfreds Leben war der frühe Tod des geliebten Vaters im Jahre 1889. Erst 56 Jahre alt war Professor Christlieb, als ihn sein Herr aus reicher Tätigkeit herausrief. Alfred weilte gerade in Bonn zu einer militärischen Übung, als der Vater auf seinem letzten schweren Leidenslager lag. So konnte er ihn öfter besuchen. Dabei wurden ihm unverlierbare Eindrücke zuteil:

*„Die schönsten und gesegnetsten Stunden verlebten wir am Sterbebett unseres Vaters. Ich staunte über die völlige innere Ruhe, mit der er über seine Krankheit und die Sterbensmöglichkeit sprach. Rührend dankbar war er für jeden Dienst, der ihm geschah. Als die letzte Stunde geschlagen hatte, füllte eine himmlische Freudeatmosphäre das ganze Sterbezimmer. Sein ruhiger, getroster Gesichtsausdruck schien uns allen zu sagen: ‚Kinder, seid ganz ruhig, es wird alles recht werden, Er führt alles herrlich hinaus!‘ Bei ihm konnten wir es erfahren: ‚Solcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!‘“\**

Das letzte Wort, das der Sohn aus dem Mund des sterbenden Vaters hörte, war die unvergeßlich liebe Einladung: „Mein Kind, ruhe hier bei mir aus!“ Als der Soldat sich zum Dienst aufmachen mußte, schlummerte der Kranke. Als er aus der Kaserne zurückkehrte, war der Vater entschlafen. In Uniform ging Alfred hinter dem Sarg her.

---

\*) Wörtliche Ausführungen von Alfred Christlieb sind in Schrägschrift gedruckt.

# O du schöner Westerwald!

Nach des Vaters Heimgang verhalf ein Stipendium Alfred Christlieb zur Weiterführung und Vollendung seines Studiums. Doch was weit wichtiger war als die Gewährung dieser Beihilfe: ihm widerfuhr in der Einsamkeit eines Westerwalddörfleins die entscheidende Lebenswende. Und das begab sich so:

Alfred Christlieb hatte in den letzten Lebenswochen seines Vaters an einer militärischen Übung in Bonn teilgenommen. Nun rückte sein Regiment in den Westerwald zum Manöver ab. Dort wurde er krank und lag als Patient in einem Bauernhaus in der Nähe von Altenkirchen. Gläubige Männer des Dorfes, denen der Name Christlieb nicht unbekannt war, suchten ihn auf. Sie trafen auf einen jungen Mann, dem man anmerkte: Der sucht das Heil, der will Frieden mit Gott. Der Heimgang des Vaters und die Stille der Krankenstube hatten vorgearbeitet, nun kamen die Brüder als Boten und Werkzeuge Gottes, und ihr schlichtes Gebet und Zeugnis halfen Alfred Christlieb zur Gewißheit der Gotteskindschaft. So wurde der Westerwald eine entscheidende Station im Leben Alfred Christliebs; dort fand er die Ruhe eines mit Gott in der Vergebung des Kreuzes Jesu veröhnten Gewissens. Und darum war es ihm im Westerwald, von dem ein Lied singt, daß über seine Höhen der Wind so kalt pfeift, sehr warm und wohl und traulich zumute.

Nach dieser seiner stillen Damaskusstunde wurde es Alfred Christlieb fröhlich gewiß: Jetzt gehöre ich ganz und für immer dem Dienst des Herrn. In diesem Dienst durfte er auch bald ihn überraschende erste Schritte machen. Der Bruder, der in Volkertsen bei Altenkirchen die Versammlung halten soll, wird krank. Was nun? Guter Rat ist hier nach Meinung der Brüder gar nicht teuer. Da springt eben der Unteroffizier Alfred Christlieb ein! Der will sich erst wehren: „So was habe ich doch noch nie getan!“ Prompt kommt die Gegenfrage: „Haben Sie den Herrn Jesus lieb?“ Und ob Alfred Christlieb ihn liebhat! Er ist ja gerade jetzt als der persönliche Heiland in sein Leben hineingetreten und hat ihn so froh gemacht! Dann muß er sich aber auch der unbestreitbaren Schlußfolgerung des Bruders fügen: „Wenn Sie den Herrn liebhaben, müssen Sie auch ein Zeugnis für ihn haben!“

Nun sträubt sich Alfred Christlieb nicht länger! Mit der Feldmütze auf dem Kopf, als ein bleicher, schmaler Soldat, dem

man die soeben überstandene Krankheit noch deutlich ansieht, erscheint er in der „Stunde“. Dankbar wird sein erster Dienst, den er zaghaft beginnt und in dem er immer fröhlicher und wärmer wird, angenommen. Jetzt hat er das „Schwimmen“ gelernt! Man hat ihn einfach in die Arbeit hineingeworfen, und es ist gut gegangen – mit Gottes Hilfe! Später hat Alfred Christlieb den Dienst, den ihm die Westerwälder mit dem „Schwimmenlernen“ erwiesen haben, auch seinerseits gern an andern getan.

Das herrliche Erleben im Westerwald hat Christlieb die persönliche, heilsfrohe Verbindung mit dem lebendigen Herrn Jesus Christus gebracht. Zugleich ist aber auch die Liebe zu den Brüdern, den Leuten Jesu, in seinem Herzen wachgerufen worden. Mußte er nicht diesen Männern gut sein, die Werkzeuge der Gnade für ihn gewesen waren? Im Westerwald, da ist Alfred Christlieb der „Bruder unter Brüdern“ geworden, und er ist es sein Leben lang geblieben.

Nach dem ersten theologischen Examen ging Alfred Christlieb noch einmal nach Gütersloh und wurde Hauslehrer einer adligen Familie. Als er seine zweite theologische Prüfung hinter sich hatte, kam der Ruf aus der Evangelistenschule Johanneum zur Mitarbeit. Die von seinem Vater in Bonn begründete Schule siedelte 1893 nach Wuppertal über und fand dort ein wunderschönes Plätzchen an einem Berghang unmittelbar am Wald. Als der Kandidat Christlieb als Lehrer ins Johanneum eintrat, war er schon innerlich so gereift und zum Beter geworden, daß ihm das Wichtigste war, sich eine stille Dachkammer zu sichern, wo er ungestört mit seinem Gott allein sein konnte. Nein, nicht nach einem bequemen, sondern nach einem stillen Zimmer sehnte er sich.

Es war nur ein kurzer, aber ein gesegneter Dienst, den Christlieb im Johanneum tat. Er gab griechischen Unterricht und behandelte das Leben des Apostels Paulus. Da legte er die Grundlagen zu seinen späteren umfassenden Paulusstudien, die eine so reiche Gabe seiner Schriftforschung sind.

Christlieb kannte seine Schüler nicht nur vom Klassenraum her, er beteiligte sich auch mit ihnen an der Gartenarbeit, obwohl die Lehrer dazu nicht verpflichtet waren. Ernst und gesammelt war seine ganze Art, sehr streng war er in seinen Forderungen gegen sich selbst. Auf jemanden, der ihm später sehr nahestand und der ihn im Johanneum zum erstenmal sah, wirkte er geradezu düster und asketisch, so daß der Besucher richtig Angst vor ihm hatte. Aber wie bescheiden und gütig war er auch

wieder im Umgang mit den jungen Brüdern! Man mußte ihm schon damals das Zeugnis geben, daß er sich im Umgang mit andern nie etwas vergab und daß in seiner Gegenwart auch andere vor Entgleisungen bewahrt wurden.

# Station Nümbrecht

Dann kam in Alfred Christliebs Leben die wichtige Station Nümbrecht. Nümbrecht ist die Wirkungsstätte des unvergeßlichen Pastors Jakob Gerhard Engels (1826–1897) gewesen. Dieser war in jenen Jahren schon alt und viel leidend. Er brauchte dringend jüngere Brüder als Gehilfen in der riesengroßen Gemeinde, die 73 Ortschaften, im Oberbergischen „Höfe“ genannt, umfaßte. Da war sein Blick auch auf den Kandidaten Christlieb gefallen, dem Nümbrecht kein unbekannter Name mehr war. Alfreds Bruder Theodor war im benachbarten Denklingen Pfarrvikar und später Pfarrer. Seine Besuche dort hatte Alfred Christlieb immer gern mit einem Abstecher nach Nümbrecht verbunden.

Nun rief ihn Pastor Engels: „Komm nach Nümbrecht als Hilfsprediger und Mitarbeiter!“ Alfred Christlieb nahm den Ruf an und kam Anfang 1895 nach Nümbrecht und damit auf eine Hochschule, die ihn entscheidend für Glauben und Dienst mitgeprägt hat. Was an Engels so hervorstach, war seine große Demut. Als Christlieb ihn einmal über dieses sein Lieblingsthema predigen hörte, da faßte er als seinen Eindruck zusammen: „Der Mund wird einem wässrig nach der wirklichen Herzensdemut!“ Engels war ein vorsichtiger, durch und durch lauterer Mann, der bis ins letzte Wort hinein vor seinem Herrn und vor den Leuten in heiliger Zucht bleiben wollte. Er war ein stiller Mann, allem lauten, ungestümen, treiberischen Wesen abhold, auch in der Verkündigung. Ein anderer junger, temperamentvoller Hilfsprediger bat ihn einmal um eine Beurteilung seiner Predigten. Der mit Worten und Urteilen immer sehr behutsame Engels wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, schließlich sagte er: „Sie müssen stiller werden.“

Engels war so ganz ein Mann, dessen Art der von Alfred Christlieb entsprach. Hier begegneten sich wirklich zwei geistesverwandte Naturen. Der junge Hilfsprediger hat sich dem Eindruck und Einfluß des alten Gottesknechtes willig geöffnet, ohne darum zu einem Abklatsch von Engels zu werden. Dafür stand er viel zu sehr in einer eigenen persönlichen Beziehung zu Jesus.

Christlieb kam in geistlich bewegten Zeiten nach Nümbrecht. Überall in den Höfen und Häusern der Gemeinde brannte das



Feuer des Heiligen Geistes. Viele kamen zum Glauben, und von denen, die auf dem schmalen Weg waren, wuchsen manche heran zu selbständigen und urteilsfähigen Männern und Frauen in Christus. Im Umgang mit ihnen wurde die im Westerwald erweckte Liebe Alfred Christliebs zum Volk Gottes noch vertieft. Ja, diese einfachen Bauern und Handwerker auf dem Weg mit Jesus wurden je länger je mehr sein Lieblingsumgang. Nirgendwo war ihm so wohl wie unter ihnen. Die Gemeinschaftsbewegung des Oberbergischen, so unvollkommen und wunderlich auch da manche „Heilige“ sein konnten, wurde in der Nümbrechter Zeit ganz und gar seine geistliche Heimat.

Ein Weg- und Dienstgefährte Alfred Christliebs in jener Zeit war der 1957 im hohen Alter heimgegangene Pastor Johannes Conrad. Er war ebenfalls 1895 bis 1896 Hilfsprediger bei Pastor Engels. Wenn er aus jenen fernen Tagen erzählte, dann kamen viele schöne Erinnerungen zutage. Dann wurde das Bild Alfred Christliebs in der Frühzeit seiner Entwicklung und Wirksamkeit ergreifend deutlich. Was später seine Freunde so an ihm liebten, was ihn so anziehend machte, das war alles schon damals lebenskräftig in der Ausprägung begriffen. Nur eins, erzählte Pastor Conrad, habe sich an Christlieb gewandelt: Er sei noch nicht frei gewesen von gewaltsamer Askese, sein Ernst habe manchmal direkt düster gewirkt. Derselbe Eindruck, den man schon im Johanneum haben konnte! Das habe sich aber im Laufe der Jahre immer mehr gelöst und gelockert, sein Wesen sei immer fröhlicher und lieblicher geworden, so daß viele an ihm bis in die Gesichtszüge hinein einen Widerschein von des Heilands Art gesehen hätten.

In alten, vergilbten Büchlein hat Johannes Conrad allerlei Erinnerungen aufbewahrt. Manche Aussprüche Christliebs haben sich ihm unverlierbar eingeprägt. Da ist z. B. der Rat gewesen: „Lies immer die Bibel mit dem Schreibheft und dem Bleistift in der Hand! Halte die Gedanken und Einsichten, die dir beim Studium des Wortes Gottes kommen, sofort schriftlich fest!“ Wenn Alfred Christlieb selber nicht so treu dieser Anweisung gefolgt wäre, wären seine Schriftkenntnisse und -erkenntnisse sicher nicht so reichhaltig und fruchtbar geworden. Der den Rat damals erhielt, bezeugte: „Das war auch für mich der Beginn eines intensiven Schriftstudiums.“

In der betenden und sinnenden Vorbereitung auf die Predigt war Alfred Christlieb schon damals gründlich. Wie wollte er ganz offen sein für das, was der Heilige Geist ihm gab! Wenn

ihm besonders glänzende Einfälle, Gedanken und Wendungen in den Sinn kamen, wies er diese energisch ab. Er fürchtete, sie kämen aus seinem eigenen Geist. Er betete nicht nur für die Predigt selber und daß er während des Predigens in der rechten Stellung und Abhängigkeit vom Herrn bleiben möge, er flehte auch für die Minuten hinterher: „Gib mir nach jeder Predigt oder Ansprache die richtige, dir wohlgefällige Stellung!“ Daß nur keine Selbstgefälligkeit sich aufmachte! Schon ihre leisesten Regungen haßte er und bat Gott, ihn davor zu bewahren.

Wie verabscheute Pastor Engels die Sünde! Er hatte einen heiligen Unwillen gegen sie. Sein Element sollte immer mehr werden, den Willen Gottes zu tun. Alfred Christliebs Stellung war ähnlich. Er flehte: „Herr, lehre mich mit peinlichster Wachsamkeit auf die Anfänge der Sünde, auf ihre ersten Versuche, sich in meinem Herzen breit zu machen, achten! Hilf mir, sie im Keim zu ersticken!“ Es hieß in seinen Gebeten: „Laß nie eine Neigung in mir aufkommen gegen deinen Willen! – Laß mich nie eine Stelle annehmen gegen deinen Willen! Verzäume mir jeden Weg, der gegen deinen Willen ist! Laß mir nur den Weg offen, der deinem Willen entspricht!“ Nicht nur die großen Entscheidungen des Lebens wollte Alfred Christlieb dem Willen Gottes unterworfen sein lassen, auch die kleinen alltäglichen Dinge sollten davon nicht ausgenommen sein. Er bat seinen Herrn: „Laß nur den Besuch zu mir kommen, der nach deinem Willen ist!“

Die beiden Freunde Alfred Christlieb und Johannes Conrad gingen einmal zu einer Pfarrkonferenz nach Leuscheid. Das war außerhalb ihres eigenen Kirchenkreises, der Synode an der Agger. Es war ein Weg von mehreren Stunden. Eine Stunde war zurückgelegt. Da sagte Christlieb: „Geh jetzt bitte vor, ich möchte allein sein! Wenn ich wieder zu dir kommen will, dann pfeife ich.“ So marschierten die beiden während einer halben Stunde getrennt und hatten Gebetsstille. Nein, das wollte und konnte Alfred Christlieb nicht, fünf Stunden lang sich nur unterhalten. Er mußte zwischendurch vor Gott stille sein. Er hielt es in diesem Stück wie Paulus, der nach Apostelgeschichte 20,13 seine Gefährten mit dem Schiff vorausschickte und allein den Fußweg von Troas nach Assos machte, weil er die Stille suchte.

## „Da oben im Heidland“

Während Nümbrecht ein herrlicher Mittelpunkt geistlichen Lebens war, sah es in andern Teilen des oberbergischen Landes gar traurig aus. Da war z. B. die riesige Kirchengemeinde Eckenhagen. Ihre Bewohner standen in dem Ruf, rauhe Leute zu sein. Erweckliche Predigt auf der Kanzel hatten sie nie gehört. Eine Handvoll entschiedener Christen, die dem Evangelium den Weg auch in diese tote Gegend bahnen wollten, wagte sich einmal – es war im Jahre 1892 – mit einem geistlichen Konzert an die Öffentlichkeit. Eine eigentliche christliche Versammlung hatte der Bürgermeister nicht erlaubt. Es kamen allerlei Leute, die sich aber mit recht gemischten Gefühlen die herrlichen Evangeliumslieder anhörten, die gesungen wurden. Offen loderte der Widerstand auf, als ein alter Christ Traktate zu verteilen begann. Diese wurden ihm von vielen zerknüllt und zerrissen vor die Füße geworfen. Auf dem Heimweg flogen Steine hinter den tapferen Gläubigen her.

In diese gefährliche Ecke ging aber unverdrossen der Bibelpote Scheffels, ein Abgesandter der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland. Er war ein kleiner Mann, aber voll brennender Jesusliebe. Die Büchertasche mit christlichen Schriften baumelte ihm immer an der Seite auf seinen Evangeliumswegen. Ein paar Getreue waren schon da, bei denen er einkehren konnte. Das waren vor allem die Brüder Wilhelm und Franz Krumm aus dem Hof Lüsberg, die schon jahrelang an den Herrn Jesus gläubig waren. An manchen Sonntagen pilgerten sie im Verein mit etlichen Freunden vier Stunden weit nach Nümbrecht, um Pastor Engels zu hören. So groß war ihr Hunger nach dem Lebensbrot, das dort gereicht wurde.

Auf die Dauer war die Gemeinde Eckenhagen zu groß, und gerade der Gemeindeteil, in dem Lüsberg lag, trachtete nach Selbständigkeit. Unter den Gründen, mit denen man in einer Bittschrift das Konsistorium in Koblenz, die damals höchste Behörde der Rheinischen Kirche, von der Notwendigkeit einer eigenen Kirchengemeinde zu überzeugen versuchte, stand voran dieser: „In unserer Gemeinde nehmen Pietismus und Außerkirchlichkeit überhand. Das kommt daher, daß wir hier einfach zu verlassen und zu weit von der Kirche weg sind. Wir brauchen einen eigenen Pfarrer, der diesem Treiben steuert.“

Tatsächlich gab das Konsistorium dem Drängen nach. „Da oben im Heidland“ wurde eine neue Kirchengemeinde gegründet, deren Mittelpunkt das Dörflein Heidberg wurde. Dort sollten Kirche und Pfarrhaus stehen. Das Kirchlein wurde zuerst gebaut. Es hatte eine liebliche Lage auf einer Anhöhe. Man konnte von dort weit ins Land hinaussehen. Der Blick fiel auch auf eine große Halde, das Überbleibsel eines Silber- und Bleierzbergwerkes. Die Grube hatte einst den Bewohnern des Heidlandes Brot und Verdienst gebracht, war aber längst als unrentabel eingestellt worden.

Jetzt war die Frage zu lösen: Wer wird der Pfarrer der neuen Gemeinde Heidberg? Die Gläubigen, deren Zahl immer mehr wuchs und die auch schon im Presbyterium (Kirchenvorstand) und in der größeren Gemeindevertretung ihren Einfluß geltend machten, beteten eifrig um einen klaren, lebendigen Verkündiger des Evangeliums. Ihre Blicke richteten sich nach Nümbrecht, wo ihnen der Hilfsprediger Christlieb durch seine Predigten das Herz abgewonnen hatte. Er wurde um eine Gastpredigt gebeten, lehnte aber ab, weil er sich vor einem eigenen Weg fürchtete.

Die Heidberger wurden durch die Absage nicht entmutigt und ließen Christlieb wissen, daß sie ihn auch ohne Probepredigt wählen wollten. So etwas war nun wirklich nicht alltäglich. Durfte er da bei seinem Nein verharren? Er sagte zu und erlebte die Freude, daß ihn auch der erst recht betrübte Pastor Engels, der ihn gern als seinen Nachfolger in Nümbrecht gesehen hätte, in seinem Entschluß bestärkte und ihm sagte: „Bruder Christlieb, der Herr hat in dieser Nacht mit mir gesprochen. Du mußt nach Heidberg gehen!“

Am 7. Februar 1896 zog Alfred Christlieb als „Heidepfarrer“ in die neue Gemeinde ein. Wenn man es recht bedachte, war es ein seltsamer Weg: Der Professorensohn aus so ganz andern Verhältnissen wurde Hirte von lauter geringen Leuten, die in einer einsamen Berggegend auf wenig fruchtbarem Boden ihr mühsames Leben und Tagewerk hatten. Der Mutter fiel es nicht leicht, zu diesem Weg ihres Jungen ein Ja zu finden. Aber Alfred Christlieb, der längst wie sein Lehrmeister Jakob Gerhard Engels nach der Herzensdemut trachtete, vertraute sich willig dieser Führung Gottes an und erlebte von Jahr zu Jahr köstlicher die Bestätigung, daß ihn wirklich der Herr in diese Einöde geschickt hatte.

Es war eine rechte Einöde, und die ersten Besucher hatten Mühe genug, sich dort zurechtzufinden. Das bescheidene Kirch-

lein stand ganz traulich da, aber mit der Wohnung für den Pfarrer haperte es noch eine Weile. Ein altes Haus, in dem einst in den Tagen, als die Heidberger Grube noch in Betrieb war, ein Steiger gewohnt hatte, wurde notdürftig für den neuen Pfarrer eingerichtet; eine treue Frau aus der Nachbarschaft übernahm die Beköstigung. Im Herbst und Winter, wenn die Nebel übers Land krochen und es froh, daß es krachte, war es oft elend kalt und ungemütlich in der Wohnung. Aber ein Gastzimmer war von Anfang an da. Alfred Christlieb wollte gern viel Besuch haben, so wie er es aus dem Pfarrhaus von Engels gewöhnt war. In den ersten Zeiten, in denen alles noch sehr primitiv war, mußten die Besucher allerdings vom Schlage des Kandidaten P. sein: Der Mann riß nicht aus, als eines Nachts die Decke der schiefen Wand eines kleinen Dachzimmers einstürzte und Kalk und Mörtel ihm über die Beine rollten.

Als dann die Pfarrwohnung gebaut war, wurde es auf dem Heidberg bedeutend erträglicher. Von Luxus konnte aber auch jetzt keine Rede sein. Möbel standen zunächst nur sehr spärlich in dem großen Gebäude, und nach Gardinen schaute man sich vergeblich um. Wie unbeschreiblich einsam lag das Haus da! Der Hausherr hatte Stunden, wo ihn diese Abgeschiedenheit bedrücken wollte, aber er konnte auch von beglückenden Erfahrungen berichten: *„Wenn ich des Abends in das dunkle, kalte und leere Haus kam und die Haustüre aufschloß, dann ist mir oft zumute gewesen, als ob der Herr Jesus mir entgegengekommen sei und mir freundlich Guten Abend gesagt habe; dann bin ich unaussprechlich selig gewesen.“* Eine Wasserleitung wurde übrigens erst um das Jahr 1910 angelegt.

Alle hatten eigentlich Pastor Christlieb auf dem Heidberg erwartungsvoll willkommen heißen. Die Gläubigen durften ja begründete Zuversicht haben, daß ein guter Bote Jesu zu ihnen gekommen war. Aber was würden die andern erleben, die von dem neuen Pfarrer erwarteten, daß er dem von ihnen fälschlicherweise Sektenwesen genannten, so rege aufblühenden Gemeinschaftsleben den Garaus machen und sie selber im übrigen schön unbehelligt lassen sollte? So einer war Christlieb nicht und wollte und konnte er nicht sein! Da waren Spannungen unvermeidlich.

Was war das denn? Ärgerlich horchten viele Kirchenbesucher auf. Der Pastor zählte ja nach der Predigt unter den Bekanntmachungen alle die Versammlungen und Gebetsstunden auf, die im Lauf der Woche in der Gemeinde stattfinden würden. Er lud dazu ein, und er sollte sie doch bekämpfen! Man

machte ihm heftige Vorwürfe, auf die er, der bescheidene und fast schüchterne junge Mann, erwiderte: „Das haben wir in Nümbrecht bei Pastor Engels immer so gemacht.“ Eine Zeitlang gab Christlieb den Kritikern nach und unterließ die Bekanntmachungen, später geschahen sie dann regelmäßig.

Was aber keinen Augenblick unterblieb, war die klare und herzandringende Predigt des Evangeliums. Jetzt wurde Heidelberg so etwas wie ein zweites Nümbrecht. Nicht nur aus der eigenen Gemeinde, sondern auch von weit her kamen die Leute, die nach kerniger Speise des Wortes Gottes, nach kräftigem Trank aus dem Lebensquell verlangten. Das Wort von der Gnade brachte Frucht. Christlieb hielt es auf der Kanzel genauso, wie er es mit einem Mann gemacht hatte, der ihm im Dunkeln in unbekannter Gegend den Weg zeigte. Dem dankte er für seine Hilfe und sagte ihm: „So, jetzt haben Sie mir den Weg nach N. gezeigt, jetzt will ich Ihnen den Weg zum ewigen Leben zeigen.“ Das tat er dann so klar und lockend, dabei aber gar kein bißchen treiberisch, daß der Mann tief beeindruckt war und jener nächtliche Gang für ihn die Entscheidungsstunde in seinem Leben wurde.

Christlieb zeigte in Heidelberg den Weg zum ewigen Leben. Er tat das nicht als feuriger Evangelist, sondern in der stillen, tiefen, lieben Art, die ihm eigen war, und er erlebte, daß seine Verkündigung ein dankbares Echo fand und manche Frucht wirkte. Es erhob sich aber auch Widerspruch. Der persönliche Klang in der Predigt, der das Herz und Gewissen des einzelnen unermüdlich suchte, ging manchen Leuten auf die Nerven. Sie wollten ihre Ruhe haben und aus ihrem alten Trott nicht aufgeschreckt werden. Sie klagten und empörten sich: „Was will der Christlieb bloß? Der bringt eine neue Religion nach dem Heidelberg! Wir aber wollen auf unsern alten Glauben an Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist selig werden!“

Das Konsistorium in Koblenz bekam aus der Gemeinde Heidelberg allerlei Briefe. Diese lauteten aber anders als einst die Bittschrift, mit der man um einen eigenen Pastor gekämpft hatte. Den hatte man jetzt, aber man war nicht zufrieden mit ihm. Klage- und Anklageschriften wider ihn liefen ein, weil der Mann so ganz anders war und handelte, als man sich das gewünscht hatte. Tolle Sachen brachte man gegen ihn vor. Einer schrieb: „Ich wollte am Sonntagmorgen unsere Heidelberger Kirche besuchen. Doch als ich in diese eintrat, war sie so überfüllt, daß ich keinen Platz mehr finden konnte. Aus der ganzen Gegend läuft nämlich das fromme Volk zusammen, so daß die

Einheimischen selbst keinen Raum mehr haben. Ich bitte das Konsistorium, diesen Zuständen in der Gemeinde Heidberg ein Ende zu machen und bald Abhilfe zu schaffen.”

Die Kirchenbehörde war klug genug, auf solche wunderlichen Klagen nicht zu hören. Sie ließen auch langsam nach. Der neue Pfarrer gewann immer mehr die Herzen. Er predigte nicht nur das Evangelium mit dem Mund; seine ganze demütige, liebevolle, freundliche Art war eine Predigt für sich, und diese machte auch auf solche Leute Eindruck, die sich gegen das Wort innerlich noch auflehnten.

# Am Rande der Ewigkeit

Groß und schmal war der Pfarrer von Heidberg, nicht sehr stark und gesund. Dabei dehnte sich sein Dienst immer mehr aus. Zur Arbeit in der eigenen Gemeinde kamen in wachsender Zahl Rufe nach auswärts. Das klare Evangeliumszeugnis Alfred Christliebs begann, an vielen Orten begehrt zu werden. Einst – es war im Jahre 1901 – kam er vollständig durchgefroren und durchnäßt bei seinem Freund Pastor Friedrich Grote in Oberfischbach im Siegerland an. Schüttelfrost und Fieber überfielen ihn, und er mußte schleunigst ins Bett. Das war der Beginn einer langen Zeit der Krankheit und Schwachheit. Bange und besorgt holten die Heidberger ihren Pastor im Kutschwagen in die heimatlichen Berge zurück.

Alfred Christlieb war durch und durch krank. Magen, Herz und Lunge waren nicht in Ordnung. Mit viel liebender und fürbittender Anteilnahme umgab man in Heidberg und darüber hinaus den Kranken. Er war in seiner Schwachheit so dankbar, wenn die Brüder nach ihm sahen und mit ihm beteten: *„Wenn der liebe Bruder Grote von Oberfischbach kam, um am Sonntag den Dienst am Wort zu tun, dann war ich glücklich. Wenn er dann am Nachmittag zur Stunde nach Lüsberg ging, dauerte es mir immer zu lange, bis er wiederkam. Wie freute ich mich, wenn wir dann wieder gemeinsam beten konnten!“*

Die sich hinschleppende Krankheit machte die Berufung eines Hilfspredigers nötig. Pastor Christlieb fühlte sich oft so schwach, daß er an seinem Wiederaufkommen zweifelte. Als seine Haushälterin sich um die Wintervorräte kümmern wollte, meinte er: „Das ist nicht mehr nötig, ich gehe bald heim.“ So unterblieb die Eindeckung für den Winter. Er brauchte allerdings hinterher nicht zu hungern, als Gott ihn dann doch am Leben erhielt. Die anhänglichen Heidberger brachten ihrem Pastor genug und übergenuß ins Haus.

Es gab Tage, wo Christlieb sich wieder stärker fühlte und kleinere Wege wagen konnte. Im benachbarten Hof Langenseifen brannte es eines Tages, und Christlieb machte sich auf zur Unglücksstätte. Hilfsprediger Ettlting legte wacker mit Hand an bei den Löscharbeiten; der Pastor konnte nur bei seiner früheren Hauswirtin sitzen und zu Gott flehen. Das ganze Dorf geriet bei dem gefährlichen Windeswehen, das die Funken des Brandes



auf das benachbarte Haus zu treiben drohte, in Gefahr. Der kleine Teich war schon völlig ausgeschöpft, das Löschen damit zu Ende. Christlieb und die alte Mutter hielten an am Gebet. Da geschah ein Wunder: Der Wind sprang plötzlich um und jagte die Funken nach der entgegengesetzten Richtung, vom Dorf weg. Gott hatte das Flehen des kranken Beters erhört.

Neue Schwachheitszeiten kamen. Die Gedanken des Kranken eilten betend zur Ewigkeit: „O wäre ich doch nur endlich zu Hause!“ Er sagte oft ein Lied vor sich hin, in dem es hieß: „Wer seinen Hochzeitstag schon vor sich sieht, der ist um Erdentand nicht mehr bemüht.“ Doch Alfred Christliebs irdisches Tagewerk war nach Gottes Willen noch lange nicht zu Ende. Gott wollte durch diesen seinen Prediger von der freien Gnade noch manchen Menschen rufen und segnen. Die Freunde hin und her hielten an mit ernstlichem Gebet. Alfred Zeller kam aus Männedorf in der Schweiz und berichtete von dem unaufhörlichen Flehen der Hausgemeinde für den Pastor von Heidelberg. Er selber betete tagelang ernstlich mit und über Alfred Christlieb. Und tatsächlich, es kamen Zeichen einer gnädigen Wendung.

Da sagte der Arzt: „Jetzt müssen wir nachhelfen und Sie zur Kur in den sonnigen Süden schicken; in dem rauhen Klima von Heidelberg können Sie nicht genesen.“ Christliebs Freunde fanden diesen Rat sehr einleuchtend, bloß der Kranke selber konnte und wollte nicht recht zustimmen. Er machte es in der Angelegenheit wie David, der in 1. Samuel 23,2 den Herrn fragt: „Soll ich gegen Kegila ziehen und mit den Philistern streiten?“ Christlieb fragte: „Herr, soll ich nach Italien ziehen?“ Er wurde keiner Zustimmung von seiten Gottes gewiß. Darum nahm er das Mißfallen der Freunde und den Ärger des Arztes in Kauf und blieb in Heidelberg. Er wollte nichts gegen Gott tun.

Da kam der alte Elias Schrenk auf den Heidelberg gereist. Er war Alfred Christliebs Patenonkel. Er unterbreitete erneut die dringliche Bitte der Freunde: „Es ist uns allen ein Anliegen, daß du der Gemeinde Gottes erhalten bleibst, darum geh für den Winter nach Italien!“ Er brachte auch gleich das Geld für die Reise mit. Das beeindruckte den Kranken sehr, und er fragte wiederum in der Sache den Herrn. Aber auch dieses Mal gewann er keine Freudigkeit, dem Reiseplan zuzustimmen. Er hörte vielmehr deutlich den Befehl Gottes: „Du sollst nicht nach Italien gehen, sondern in Heidelberg bleiben.“ Der Hinweis, man könne auch schon mal einen gewissen Eigensinn mit dem Willen Gottes verwechseln,

machte ihn nicht irre. Er blieb unter seinen getreuen Betern und Beterinnen von Heidelberg. Das war doch ein anderer Umgang als der mit redesüchtigen und heißblütigen Italienern! Er meinte hinterher, wenn er unter die geraten wäre, dann wäre er gestorben.

Alfred Christlieb ist in der Tat auch ohne die Sonne Italiens genesen. Das rauhe, winterliche Klima von Heidelberg konnte ihm nichts anhaben. Eine große Glaubensermutigung und auch körperliche Kräftigung empfing er unter dem Gebet und der Handauflegung des väterlichen Freundes Elias Schrenk. Mit dem Evangelisten Hermann Dannert konnte er Anfang 1902 schon wieder einen kleinen Spaziergang machen. Über dem Berichten von all der Anhänglichkeit und Gebetstreue seiner Heidelberger in den schweren Monaten, die hinter ihm lagen, wurde es Christlieb ganz warm ums Herz, so daß er ausrief: „Gibt es auch eine schönere Gemeinde, als ich sie habe? Und da sagt man, Heidelberg sei die Gegend, wo die Welt mit Brettern zugenagelt ist!“

Langsam nahm die Besserung zu. Für den Genesenden war es klar: „Herr, auf deine Güte will ich mit vermehrter Treue und Hingabe antworten. Mein ganzes Leben soll dich preisen!“ 32 Jahre lang hat Christlieb das noch tun dürfen. Im Frühjahr 1902 hielt er die erste Predigt nach der langen Krankheitszeit. Der Prediger stieg nicht auf die Kanzel und trug keinen Talar. Das strengte ihn noch zu sehr an. Im Gang der Kirche stand er unter seinen Leuten. Längere Zeit hindurch hielt er es so.

# Ein Studentenbrief vom Jahre 1903

Überall, wo man Alfred Christlieb kannte und liebte, war große Freude über die Hand Gottes, die ihn wieder aufgerichtet hatte. Viele kamen, um ihn persönlich zu grüßen. Immer größer wurde die Anziehung, die von dem Pfarrhaus in den stillen Bergen und seinem gesegneten Hausherrn ausging. Wie freute sich Christlieb über allen Besuch! Jedem, der kam, wurde es so heimelig und gemütlich gemacht wie irgend möglich. Manchmal war beinahe jeder Raum des Hauses ein Gastzimmer. Wer Erholung an Leib und Seele suchte – auf dem Heidberg konnte er sie finden.

Der körperlich immer noch schwache Hausherr ließ es sich nicht nehmen, seine Gäste selber mit allerlei Liebediensten zu umgeben. Ein Besucher, der bei strömendem Regen in Heidberg ankam, hat folgendes Bild nie vergessen können: Er schaute am nächsten Morgen durchs Fenster und entdeckte doch wahrhaftig, wie Pastor Christlieb damit beschäftigt war, seine – des Gastes – über und über beschmutzten Schuhe zu säubern.

Von weit her kamen die Besucher. Wir wollen uns einmal von zwei Studenten aus Halle an der Saale berichten lassen, wie es ihnen auf dem Heidberg ergangen ist. Der Brief vom 12. Juni 1903, den der eine Studiosus an seine Eltern schrieb, berichtet alles höchst anschaulich und kurzweilig:

„Wir hatten vor, noch an demselben Tag nach dem Dorf Heidberg zu kommen, dessen Besuch uns Dr. Heim (Anm.: der bekannte Theologe Karl Heim) sehr empfohlen hatte. Vorher hatten wir uns bei Pastor Christlieb angemeldet und waren sehr gespannt auf den Besuch bei ihm. Dr. Heim hatte uns schon alle möglichen Sachen von ihm erzählt.

Wir mußten unterwegs erst auf eine Nebenbahn umsteigen, dann wieder auf eine Nebenbahn, die hin und wieder mitten auf einer Dorfstraße hielt. Die letzte Station war Freudenberg. Wir hatten auf der Reise ziemlich stromerhaftes Aussehen bekommen und wollten uns deshalb durch Rasieren verfeinern, aber wir konnten im ganzen Städtchen keinen Barbier entdecken. Wir machten uns nun auf den Weg nach Heidberg (nebenbei: In H. trieben wir im Pfarrhaus ein altes Rasiermesser auf!), wo wir auf Waldwegen nach 3½stündigem Marsch und vielem Herumfragen endlich ankamen. Herrlich war die Gegend, durch

die wir wanderten, ganz wie in Thüringen, gebirgig, mit schönen Laub- und Nadelwäldern und manchmal herrlichen Aussichten. In Heidberg stand das große neue Pfarrhaus (zweistöckig) hoch auf dem Berge, daneben ein sehr einfaches Kircherl. Das Ganze lag mitten in Bäumen. Die Umgebung zeigte schöne bewaldete Berge. In der Küche trafen wir eine freundliche Bedienungsfrau, die uns sagte, daß der Pfarrer gerade bei Kranken sei, aber bald heimkommen werde. Der Tisch war sehr schön für drei gedeckt. Das sahen wir mit Behagen. Wir ließen uns etwas von der Frau erzählen.

Dann kam der Pfarrer. Wir gingen ihm, da wir ihn schon von weitem sahen, ein Stück entgegen. Ein kleines, altes Männchen hatte ich mir unter ihm vorgestellt. Statt dessen sahen wir einen großen, schlanken Mann, Mitte der Dreißiger, mit schwarzem Vollbart, blassem Gesicht und dunklen Augen, auf uns zukommen, der uns gleich sehr herzlich begrüßte und dem man es sofort anmerkte, daß er ganz anders war als alle andern. Er freute sich sehr über unsern Besuch; denn er ist ganz einsam. Unverheiratet, wohl wegen seiner Kränklichkeit, bewohnt er das riesige Haus ganz allein. Gardinen gibt es hier nicht, spärliche Bilder an den Wänden, darunter ein prächtiges Ölgemälde von Dr. Heim, auf dem er das Kircherl von einem besonders günstigen Punkte aus bei Abendbeleuchtung so fein gemalt hat, daß es aussieht wie ein griechischer Göttertempel. Im Eßzimmer stand außer Tisch und Stühlen als einziger Luxus ein altes Harmonium mit zwei Registern. Und trotzdem fühlte man sich in dieser Umgebung so wohl, wie wenn man da zu Hause wäre. Das machte die merkwürdige Person des Pfarrers.

Das Abendbrot war übrigens überraschend fein. Dann hielt er eine kurze, aber großartige Abendandacht, und wir gingen, da wir von der Reise ziemlich ermüdet waren, auf unsere Gemächer. Ich bekam das vornehmste Zimmer des Hauses, das einzige, das Gardinen hatte. Beyer kriegte ein riesiges mit anstoßendem Salon, in dem er vollkommen verschwand.

Der nächste Tag war ein Sonntag, so hatten wir's uns weislich eingerichtet, und wir erlebten wirklich sehr viel. Vor der Kirche, die um 10 Uhr anfang, stiegen wir einsam auf die Berge, legten uns an einem schönen Punkt ins Heidekraut und ruhten vergnügt auf den Lorbeeren unserer Reise aus.

Vorher hatte uns Christlieb schon gesagt, daß es bei ihm Sitte sei, daß der Besuch – er hatte beinahe immer welchen – die Liturgie hielte. Als wir dann wieder nach Hause kamen, wurde

ich in einen Talar gesteckt und mußte schnell nach der Kirche, um das Anfangslied anzusagen; denn Tafeln mit Liednummern kennt man dort noch nicht.

Das Kircherl war gedrückt voll; ich hatte Mühe, den Altar zu entdecken. Da stand nur ein viereckiges Ding, von dem man nicht recht wußte, ob es eine Rednertribüne war, hinter die man sich stellen mußte, oder wirklich der Altar. Ich riet, zum Glück richtig, das letztere.

Nach der Liturgie kam die Predigt, auf die wir sehr gespannt waren, weil wir schon gehört hatten, daß Christlieb Texte, über die noch kein Mensch zu predigen gewagt hatte, behandelte. (Er soll z. B. einmal eine Reihe von Predigten über das Buch Esther gehalten haben!) Wirklich nahm er einen Text, über den ich nicht viel hätte sagen können.

In sechs vorhergehenden Predigten hatte er bereits über Elisas Berufung (1. Kön. 19,19.20) gesprochen, und jetzt nahm er den ersten Teil von Vers 21. Dort steht: ‚Elisa lief wieder von ihm und nahm ein Joch Rinder und opferte es und kochte das Fleisch mit dem Holzwerk an den Rindern und gab’s dem Volk, daß sie aßen. Und machte sich auf und folgte Elia nach und diente ihm.‘ Hatte Christlieb schon vorher Elisas Berufung auf die eines Christen angewandt, so war diesmal das Thema: ‚Der Wandel des Berufenen.‘ Ganz ungezwungen nahm er zu unserm Stauen alle Gedanken aus dem Text:

Ein Berufener hat

1. heiligen Eifer. Er kennt keine Zeitvertrödelung und müßiges Geschwätz. Elisa lief und nahm sich nicht Zeit, die Ochsen abzuschirren. Er hat
2. unbegrenzte Liebe zu Gott. Trotzdem Elisa von seinen Eltern und Freunden Abschied nimmt, opfert er, ist ihm Gott das Höchste. Er hat
3. Freundlichkeit und eine offene Hand für die Geringen. Elisa gab dem Volke zu essen.

Übrigens ging Christlieb nicht auf die Kanzel, sondern stellte sich einfach im schwarzen Rock vor die Leute hin. Wir hörten von der Sakristei aus zu, konnten aber von da durch die offene Tür die Leute sehen. Da wunderte es mich, daß aller Augen an dem Redner hingen, ohne auch nur einmal nach uns Fremden hinüberzusehen.

Wir hatten’s an diesem Sonntag gut getroffen; nachmittags sollte ein Missionsfest in dem zwei Stunden entfernten Denklingen stattfinden, wo Christlieb auch sein mußte. Bald nach dem

Gottesdienst zogen wir los. Unterwegs, etwa nach einstündigem Marsch, aßen wir bei einem Kaufmann zu Mittag. Wir konnten merken, wie gern die Leute den Pfarrer und uns aufnahmen. Dann gingen wir weiter und begegneten schon bald ganzen Trupps von Menschen, die auch nach Denklingen pilgerten. Am Ziel angelangt, erquickten wir uns zunächst im Pfarrhaus und gingen dann auf den Festplatz, wo lange Reihen Bänke, d. h. ungehobelte Bretter, und eine einfache Rednertribüne aufgestellt waren.

Nach des Pfarrers Schätzung waren mindestens 1200 Menschen versammelt. Er hatte uns schon gesagt, daß solche Missionsfeste mehr Evangelisationsversammlungen seien. Und wirklich, so war es denn auch. Das Fest war für die kernigen Bauern berechnet nach dem Grundsatz: ‚Keine Eiche fällt vom ersten Streiche.‘ Es hielten nacheinander 6, in Worten: sechs Pfarrer Reden, jeder eine Predigtlänge über einen beliebigen Text. Dazwischen trug immer ein Gesangverein etwas vor, und man sang auch noch einige Liederverse. Außerdem wurden zwei bewährte Laienbrüder zum Beten aufgefordert, und sie taten das mit einer Wärme und Beredsamkeit, die man ihren verwitterten Bauerngesichtern nicht angesehen hätte. Als letzter und bester Redner sprach Christlieb.

Trotzdem die Sache etwa zwei bis drei Stunden dauerte, verflog mir nur so die Zeit; denn das war mir alles neu, und jeder, der redete, sagte etwas so Tadelloses, daß man ihm gespannt zuhörte.

Christlieb blieb den Abend über in Denklingen, weil er einer Sitzung des Brüderrates für die Gemeinschaften an der Sieg und Agger beiwohnen mußte. Als wir uns von ihm verabschiedeten, sahen wir den ‚Brüderrat‘, drei Pastoren und drei Bauern, die uns noch freundlich und väterlich begrüßten.

Auf dem Nachhauseweg trafen wir einen jungen Mann, mit dem wir uns anbederten, da er auch nach Heidelberg ging. Aus der Unterhaltung mit ihm konnten wir merken, wie das Christentum dort wirklich ins Volk gedrungen ist. Da war keine künstliche Salbung, aber eine so natürliche Art, alles unter christlichen Gesichtspunkt zu stellen, daß man von ihm viel lernen konnte. Er war ein einfacher Schuhmachersgeselle, der später einmal Stadtmissionar zu werden gedachte.

Am nächsten Abend, wie so ziemlich an jedem Wochentag, war in einem der Nachbardörfer eine Bibelstunde. Wir gingen mit dorthin und aßen bei einem Bäcker, der sich freute, den Pa-

stor zu Abend in seinem Hause zu haben. Die Stunde war in der Schule. Enge Bänke, spärliche Beleuchtung, zahlreiche Menschen, links die Männer, rechts die Frauen. Nach der Einleitung von Gesang und Gebet trat ein älterer, gebückter, etwas buckliger Mann vor, setzte die Brille auf die Nase und hielt eine ganz famose, kernige Ansprache über irgendeinen Text. So was war mir noch nicht vorgekommen.

Dann wurde wieder gesungen, und Pfarrer Christlieb sagte plötzlich – er hatte es uns vorher nur als ganz entfernte Möglichkeit hingestellt –: ‚Hier sind zwei Freunde aus Halle, die werden uns auch noch etwas sagen.‘ Ich dachte, mich bisse etwas, dazu kam ich mir auch ziemlich unwürdig vor, den alten Christen dort als junger Schnacker etwas zu sagen. Aber zum Glück war mir am Abend vorher ein schönes Bibelwort aufgefallen, Jesaja 46,4 zweiter Teil. Darüber redete ich, und es ging ganz gut. Ich hatte ja schon so etwas geahnt, aber Beyer war ganz ahnungslos. Trotzdem ging's ihm auch sehr gut. Zuletzt hielt Pastor Christlieb eine herrliche Ansprache. Dann gingen wir heim. Am nächsten Morgen 5 Uhr Abmarsch. Christlieb war, denkt mal, noch vor uns aufgestanden und hatte Kakao gekocht, da die Wirtschafterin nicht im Pfarrhaus schlief. Um 8 Uhr fuhren wir dann in Freudenberg ab.“

In diesem Studentenbrief mit seiner unbekümmerten Sprache und Lebendigkeit lernt man ganz prachtvoll den Pfarrer von Heidelberg, seine Gemeinde, seine Arbeit, seine Gastfreundschaft und das damals in Blüte stehende geistliche Leben des Oberbergischen kennen. Übrigens hat jemand, der heute Heidelberg aufsuchen will, nicht mehr solch einen mühsamen Anmarschweg wie unsere beiden wackeren Studenten im Jahre 1903. Schon Alfred Christlieb hat im Laufe der Jahre wesentliche Verkehrsverbesserungen durch den Ausbau der Eisenbahn erlebt. Heute aber kann man bequem mit dem Bus fast bis vor die Heidelberger Kirche fahren.

# Der Bischof von Heidberg

Das stille Heidberg, wo er so nahe am Rande der Ewigkeit gewesen war und wo er so wunderbare Aufrichtung erlebt hatte, wo seine treuen Beter ihn umgaben und wo das Wort von der Gnade so manche gute Verwandlung und Erneuerung in Menschenleben schuf, ist Alfred Christliebs Wohn- und Wirkstätte geblieben während 38 Jahren. Es hat ihm an ehrenvollen Rufen nach auswärts nicht gefehlt; er hat sie alle ausgeschlagen und ist Heidberg treu geblieben. Daß er es aufgrund der Führung, die Gott für ihn hatte, und der Aufgaben, die ihm übertragen waren, tun mußte, sagt uns sein Freund Ernst Modersohn, der bekannte Evangelist:

„Heidberg war gerade der rechte Ort für ihn. Er war ein Freund der Stille, des Umgangs mit Gott, und dem konnte er nirgends so gut leben wie in seinem weltfernen Dörfchen. Diese Einsamkeit entsprach seinem Wesen. Diese Einsamkeit formte und bildete auch sein Wesen. In einer Stadtgemeinde hätte er sich nie wohlgeföhlt. Da hätte er die Stille nicht gehabt, die er brauchte.

Wohl verließ er oft seine Stille, um da und dort auf Konferenzen zu dienen, namentlich mit seinen so gesegneten Morgenandachten, aber dann war er immer wieder froh und dankbar, wenn er in seine Einsamkeit zurückkehren konnte. Man rief ihn öfter auf andere Stellen, weil man merkte, was für ein Segen von ihm ausging; aber er lehnte alle Rufe beharrlich ab. Kein Ort hätte ihm die Stille geben können, die ihm Heidberg bot. Hier konnte er in seiner Bibel forschen und graben.“

Das erkannte auch Elias Schrenk, daß sein Patensohn Alfred Christlieb für die Stille Heidbergs geschaffen war. Darum riet er ihm eindeutig, als wieder einmal die Frage seines Weggangs aus der Gemeinde akut war: „Bleibe du Bischof von Heidberg!“

Alfred Christlieb war von Gott ausersehen, die Bergmannsarbeit, die einst auf der Heidberger Grube getan worden war, in geistlicher Weise wiederaufzunehmen. Er sollte ein Bergmann sein, der in den Schächten des göttlichen Wortes nach den reichen Goldadern suchte und kostbare Funde machte, über denen er selber und viele mit ihm froh wurden. Zu solchem Werk bedurfte er der Stille der einsamen Berge.

Die Mitarbeiter in der Gemeinde, besonders die Kirchenvorsteher, erkannten dankbar, daß hier ihres Pfarrers Gabe und Aufgabe lag. Der langjährige Kirchmeister Wilhelm Müller aus



Hespert nahm seinem Pastor die Büro- und Finanzangelegenheiten willig ab. Diese lagen Christlieb gar nicht. Wenn es zwischen den beiden Männern doch einmal zu geschäftlichen Besprechungen kam, versuchte der Pastor wohl ernstlich hinzuhören. Sein Geist aber war vielleicht gerade wieder mit einem Bibelwort beschäftigt, und schon zog er seinen Kirchmeister von der vorliegenden trockenen Materie weg in den Reichtum des göttlichen Wortes hinein. Das wurde dann oft so interessant, daß der eigentliche Verhandlungsgegenstand ganz unter den Tisch fiel und der Bruder Müller am Ende seine Papiere zusammenpackte, um allein mit ihnen fertigzuwerden.

Ja, die Männer waren schon recht, die um Alfred Christlieb in der Gemeinde waren. Sie waren immer großzügig, wenn ihr Pastor wieder einmal seinen Koffer packte und zu einer Konferenz fahren wollte. Sie haben ihn stets ziehen lassen, damit seine besondere Gabe der Wortverkündigung auch andern zugute käme. Sie wußten und erfuhren es, daß er von solchen Reisen selber mit neuen Anregungen zurückkehrte und die Gemeinde von den auswärtigen Diensten auch einen Segen mitbekam. Sie verstanden und liebten einander sehr, die Heidberger und ihr Pastor. Wenn Christlieb draußen auf seinen Reisen das Gewimmel der Großstädte erlebte, dann gingen die Gedanken oft in seine Bergeinsamkeit, und er sagte: „Ach, wie freue ich mich auch wieder auf mein liebes Heidelberg! Ich bin nach meinen Reisen immer so hungrig nach Stille.“ Es stimmte schon, wenn jemand sagte, er wisse nicht noch einmal zwei, die so gut zusammenpaßten wie Alfred Christlieb und sein Heidelberg!

Wie war der Pastor überall in der Gemeinde zu Hause! Wie hatte er unterwegs für jeden ein freundliches Wort! Wie sorgte er sich um die Kranken, wie war er den Kindern zugetan! Jemandem, der Christliebs letzten Geburtstag auf Erden miterlebt hat, hat sich das liebliche Bild tief eingepägt: Kinder aus der Gemeinde, wegen der strengen Kälte ganz eingemummt in ihre derbe Winterkleidung, sangen ihrem Pastor mit strahlenden Augen ein Lied und sagten ihm ihre Sprüche her. Er aber verteilte zur Belohnung unter sie Brezeln und Berliner Ballen und war ganz in seinem Element unter den Kleinen. Der Besucher, der ihn beobachtete, dachte: „Fürwahr, du bist ein reicher Mann, Alfred Christlieb! Du empfängst viel Liebe und kannst dich über alles so herzlich freuen!“

Es gab in der Gemeinde Heidelberg auch schwierige Leute, und an etlichen hat Alfred Christlieb schwer getragen. Er rang

um sie im Kämmerlein und nannte sie seine „Schleifsteine“. Er wurde über ihnen und dem Kummer, den sie ihm zufügten, stille, weil er in diesen unangenehmen Menschen Miterzieher Gottes sah, die ihm Lektionen in der Schule der Geduld, der Demut, des Geringseins beibringen sollten.

Er war immer für die Gemeindeglieder da, und viele erlebten es, daß sein Kommen in ihre Häuser und zu ihren Nöten göttlichen Segen und göttliche Hilfe bedeutete. Ein Beispiel, das ein Gemeindeglied erzählt, sei wiedergegeben:

„Nach der Geburt unseres zweiten Kindes erkrankte meine Frau. Ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Am Sonntag, dem 26. 11. 1933, war die Krankheit so weit, daß wir mit dem Schlimmsten rechnen mußten. Am späten Abend sagte sie, daß wohl die letzte Nacht für sie angebrochen sei. Um 22.30 Uhr mußte ich die ganze Familie wecken. Es schien dem Ende zuzugehen. Sie wurde auffallend elend, die Pulse gingen schwach, kalter Schweiß trat ein, die Glieder erkalteten. Dazu war eine Stimmung im Krankenzimmer, die so schwer und drückend war, daß ich heute noch der Ansicht bin, der Feind habe um den Besitz meiner Frau gekämpft.

Wir waren alle unbekehrt und vermochten durch unsere Gebete den Zustand nicht zu ändern. In dieser Not fiel mir unser Pastor ein. Doch da er leidend und die Witterung in jener Nacht sehr ungünstig war, wollte ich ihm den weiten Weg, der dazu noch sehr schlecht war und zum Teil durch den Wald führte, gern ersparen.

Gegen 12 Uhr nachts war die Lage so unerträglich, daß ich ihm telefonieren ließ. Unser Pfarrer folgte meiner Bitte trotz aller Unannehmlichkeiten der Nacht und seines leidenden Zustandes und kam gegen 1.30 Uhr bei uns an. Die eineinhalb Stunden, die er bei uns weilte, vergesse ich nicht wieder. Mit seinem Eintritt ins Krankenzimmer trat unser Heiland mit ein. Der Feind mußte weichen. Wir atmeten auf und wurden frei. Sein väterliches Wesen und die ernstesten Gebete waren uns eine große Beruhigung. Auch unsere Kranke wurde ruhig. Was wir alle nicht für möglich gehalten hätten, trat ein. Als er uns verließ, nachdem er alles dem Herrn übergeben hatte, konnten wir um 4 Uhr zu Bett gehen und gegen Morgen einschlafen. In dieser Nacht haben wir es empfunden, daß unser Pastor Verbindung mit dem Herrn hatte.“

Der Dienst von Alfred Christlieb unter seinen Heidbergern war nicht vergeblich in dem Herrn. Immer wieder fanden Men-

schen das Heil und wuchsen in der Gnade. Manche wurden kernige, originelle Christen. Da war der alte Totengräber, dem es eine Neujahrspredigt angetan hatte, in der Pastor Christlieb als Losung für das neue Jahr das Wort ausgab: „Herr, richte deinen Weg vor uns her!“ In der Predigt hieß es, daß bloß der darum bitten könne, daß Gott seinen Weg vor ihm richte, der nicht mehr auf dem breiten Weg ins Verderben, sondern auf dem schmalen Weg zum Leben wandle. So wurde die Predigt zu einem zarten Locken auf den Weg des Friedens für alle, deren Füße ihn noch nicht betreten hatten. Wie es dem Totengräber dann weiter erging, erzählt er uns am besten selber:

„Das Wort hat mich nicht wieder losgelassen. Ein tiefes Verlangen erfüllte von dem Morgen an mein Herz. In den Tagen nach Neujahr wurde gedroschen, wie es damals üblich war. Aber mit dem Dreschen wollte es nicht recht gehen. Immer wieder hieß es in meinem Herzen: ‚Du bist noch auf dem Weg, der in die Verdammnis führt!‘ Das Schlafen und das Essen wollte auch nicht mehr gehen, so daß es meine liebe Frau merkte. Sie war weiter als ich; sie hatte den Weg des Friedens schon betreten. Nun fragte sie mich: ‚Soll ich dir einmal den Doktor rufen? Bist du krank?‘ – ‚Nein, der Doktor kann mir nicht helfen.‘ – ‚Oder soll ich dir vielleicht den Pastor kommen lassen?‘ – ‚Ach nein, der hat seine Arbeit an mir getan, er kann mir auch nicht helfen!‘ Da merkte meine liebe Frau, worum es sich handelte, und sie freute sich darüber. Nun habe ich gekämpft und gerungen, und der Heiland hat sich über mich armen, alten Sünder erbarmt. Er hat mich in Gnaden angenommen. So bin ich auf den Weg des Herrn gekommen.“

Wie ist der liebe Totengräber auf diesem Weg vorangekommen und weitergegangen! Das zu sehen, mußte für den „Bischof von Heidelberg“ eine Freude sein. Er hatte in seiner harten Jugendzeit nicht Lesen und Schreiben lernen können; das holte er jetzt im Alter noch nach. Er besorgte sich eine Fibel und brachte es tatsächlich noch dahin, daß er das liebe Gotteswort ohne Hilfe lesen konnte. Kindlich ging er mit seinem Heiland um. Auch das Auswerfen der Gräber wollte und konnte er nicht ohne ihn tun. Er betete zuvor, daß ihm das Messen und Graben doch recht gelinge. Wenn er sich müde geschafft hatte, dann setzte er sich auf den Rand des Grabes und las sich zur Erquickung einen Psalm.

Daß seine lieben Heidelberger das Wort Gottes recht innig, klar und verständlich von ihm zu hören bekamen, darum mühte

sich Christlieb allezeit. Er hatte in der Kunst der Schlichtheit einen Lehrmeister, auf den er während des Predigens genau achtgab. Das war ein alter Vater in Christus, der sonntags immer an seinem gewohnten Platz zur Linken des Redners am Fenster saß. Wenn nun die Worte der Predigt so recht in ihn eingingen, dann strahlte sein Gesicht vor Freude. Da wußte der Pastor: „Ich bin auf dem rechten Wege. Wenn mich der liebe, einfältige Vater W. versteht, dann gewiß auch alle andern.“ Blieb aber das Gesicht starr und unbeweglich, dann mahnte das ausbleibende Echo den Mann auf der Kanzel: „Du mußt es noch einfacher zu sagen versuchen.“

Wie innig die Liebe der Gemeinde zu ihrem Hirten und Seelsorger war, machten besondere Gelegenheiten kund, z. B. das Fest des 25jährigen Ortsjubiläums. Das fiel in den Februar 1921, also mitten in die teuren und kargen Jahre nach dem Ersten Weltkrieg. Was wurde da für eine Fülle von Kleidungsstücken, Schuhen, Nahrungsmitteln, Blumen ins Pfarrhaus getragen! Christlieb war überwältigt. Sein Predigtzeugnis an diesem Tage lautete: „Der Gott meines Vaters ist meine Hilfe gewesen!“ (2. Mose 18,4).

# Die auswärtigen Dienste

Wir hörten schon, daß die Gemeinde Heidberg einen weiten Reichgottesblick hatte und ihren Pastor und seine besondere Gabe nicht kleinlich und eifersüchtig nur für sich haben wollte. Sie ließ ihn in alle Lande hinausgehen, wo immer man seinen Dienst begehrte. Und viele verlangten nach seinem Zeugnis. Auf den mancherlei Konferenzen, wo er diente, hat er eigentlich nie systematisch-theologische Referate gehalten. Das lag ihm nicht. Er trieb immer schlicht Bibelarbeit, hielt die Andachten, leitete Gebetsgemeinschaften und Abendmahlsfeiern. Und vor allen Dingen: er wußte sich während des ganzen Verlaufs solcher Konferenzen in ständiger Fürbitte für ihren gesegneten Verlauf verantwortlich. Man hörte ihn beten: „Und nun, Herr, erinnere du an das, was gesagt werden muß!“ Einer, der Alfred Christlieb öfter auf Konferenzen erlebte, erzählt: „Wenn ein anderer Bruder am Pult stand und das Wort hatte, hörte ich ihn manchmal zum Herrn seufzen. Dann lag sein Angesicht in seinen Händen, und er selbst stand vor dem Gnadenthron, um Gottes Geist für den Bruder und die Hörer zu erflehen. Wenn Christlieb dabei war, dann wurden die Herzen der Heiligen erquickt, dann war einfach eine Gebetsatmosphäre da, durch die dem Feind gewehrt und den Segnungen Gottes Raum gemacht wurde.“

Die Konferenz, der er jahrelang besonders mit das geistliche Gepräge gab, war die Tersteegensruh-Konferenz, die bis heute zweimal jährlich in Essen und Mülheim an der Ruhr stattfindet. (Ihr Name ist heute „Gerhard-Tersteegen-Konferenz“.) Dort hielt Christlieb immer die Morgenandachten, und diese waren für viele der geistliche Höhepunkt der Tage. Es ist vorgekommen, daß Lehrer vom Beethoven-Gymnasium in Bonn, also Leute mit geistigem Vermögen und mit Urteilsfähigkeit, keine Zeit hatten, die ganze Konferenz mitzumachen, sich aber Christliebs Morgenandachten nicht entgehen ließen.

Wenn Christlieb sich auf Tersteegensruh oder sonstwo zur Andacht anschickte und einleitend betete, dann war dieses Gebet eine Tat, durch welche die ganze Versammlung in die heilige Gegenwart Gottes gehoben wurde. Wenn er in den Aussprachen nach den Referaten das Wort ergriff, war sein Beitrag immer wichtig und weiterführend. Manches, was er sagte, war bei den Hörern noch nach Jahren unvergessen. Ein Besucher einer Allianzkonferenz in Siegen saß mit vielen andern Hörern nach einer Anspra-

che, in der allerlei Tadel an den Gläubigen ausgesprochen worden war, ganz geknickt da. Da stand Pastor Christlieb auf und erinnerte an Markus 16,14, wo der Auferstandene die Jünger schilt wegen ihres Unglaubens und ihres Herzens Härteigkeit. Er sagte: „Ja, wir sind eben auch gescholten worden, und das mit Recht. Aber nun wollen wir uns wieder aufrichten lassen durch Markus 16,15. Da sagt der Heiland zu den eben so hart Gescholtenen: ‚Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur!‘ Die er schalt, die sendet er nun, die kann er noch gebrauchen. Das darf auch uns Mut machen.“ Da kam eine große Freude und Zuversicht über die große Versammlung der so zerschlagenen Leute.

Nun aber eine Kostprobe, wie Alfred Christliebs Morgenandachten bei den Tersteegersruh-Konferenzen aussahen. Die gewählte Andacht zeigt, welch stiller und friedevoller Geist in Christlieb wohnte, und wie er die „Stillen im Lande“ so recht in die Gesinnung des Heilandes einführen wollte:

### **Kennzeichen der Stillen im Lande (Luk. 9,51–56)**

„Es begab sich aber, da die Zeit erfüllet war, daß er sollte von hinnen genommen werden, wendete er sein Angesicht, stracks gen Jerusalem zu wandeln. Und er sandte Boten vor sich hin; die gingen hin und kamen in einen Markt der Samariter, daß sie ihm Herberge bestellten. Und sie nahmen ihn nicht an, darum daß er sein Angesicht gewendet hatte, zu wandeln gen Jerusalem. Da aber das seine Jünger Jakobus und Johannes sahen, sprachen sie: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elia tat. Jesus aber wandte sich und bedrohte sie und sprach: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.“

*In diesen Worten aus Lukas 9 machen zwei verschiedene Gruppen von Menschen Fehler; zunächst die Samariter, indem sie dem Heiland die Herberge verweigern. Aber auch die Jünger Jesu machen etwas, was der Herr zurechtstellen, tadeln muß. Wir wollen zuerst einmal blicken auf die Fehler dieser Samariter, die noch nicht an Jesus glauben, und dann wollen wir auf die Fehler der glaubenden Jünger schauen und dann die beiden vergleichen.*

*Die Samariter bekommen Besuch von zwei Abgesandten Jesu, die um eine Herberge bitten, und sie lehnen das ab, weil Jesus*

nach Jerusalem ging. Was für ein Fehler ist das? Es war eine schlimme Sache; denn der Heiland war nach dem Wortlaut des Textes auf seiner letzten Reise. Es war die letzte Gelegenheit, ihn aufnehmen zu können. Und das lehnen sie ab. Warum? Weil Jesus zu Leuten geht, mit denen sie es nicht gut können. Hierauf möchte ich zunächst den Finger legen. Der Fehler der Samariter bestand doch zunächst in einer alten Feindschaft. Und weil sie an einer alten Sache, die lange, lange vorhanden war, zu zäh festhielten, gingen sie eines ungeheuren Segens verlustig. Sie treffen eine Entscheidung von unberechenbarer Tragweite, ohne erst einmal still zu prüfen: Was ist Gottes Sinn? Was ist Gottes Wille? Hier sieht man, wie durch eine schnelle Entscheidung Schlimmes entstehen kann.

Aber jetzt wollen wir auf den Fehler der Jünger sehen. Die Samariter waren keine gläubigen Leute, sie wußten im tiefsten Grunde das nicht, was die Jünger wußten. Aber nun sagt der Text den Fehler auch dieser Jünger, und da möchte ich zunächst das eine hervorheben: Bei welchen dieser Jünger kommt hier das Unrichtige vor? Der Text sagt: Da das aber seine Jünger Jakobus und Johannes sahen, sprachen sie: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elia tat.“ Die zwei Jünger Jakobus und Johannes waren nicht nur Leute aus dem Apostelkreis der Zwölf, sondern diese beiden Jünger waren sogar Leute aus dem engsten Dreierkreis; denn aus der Zahl der Zwölf hatte der Heiland drei gewählt, die ihm ganz besonders nahestanden, die er mit auf den Berg der Verklärung nahm. Man hätte denken können, daß bei diesen Dreien nichts Falsches vorkommen konnte.

Und nun laßt uns darauf achten, wann diese zwei Jesus besonders innig verbundenen Jünger falsch handeln! Die Antwort des Textes ist: Sie machen einen Fehler, als ihnen eines Tages etwas nicht ganz nach Wunsch geht, als eine Bitte, die sie vorbringen, nicht so, wie sie es wünschen, aufgenommen und erfüllt wird. Hätten diese zwei Jünger von den Samaritern eine zusagende Antwort bekommen, sie wären die liebenswürdigsten Leute gewesen, sie hätten sich nur von ihrer schönsten Seite gezeigt. Nun aber kommt es anders, nun aber bekommen sie die Antwort: „Wir wollen den nicht, der nach Jerusalem geht.“ Da kocht's in den Jüngern, da kommt das zutage, was noch an Unrichtigem in ihnen sitzt.

Nun laßt uns noch auf eins besonders achten! Diese menschliche Erregung der Jünger, die in den Worten liegt, daß Feuer vom Himmel über die Samariter fallen solle, wird von ihnen biblisch

begründet, biblisch bemäntelt, indem sie sagen: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elia tat.“ Also mit ihrem unrichtigen Wesen wollen sie in den Fußstapfen eines ganz besonders heiligen Gottesmannes stehen.

Was muß sich die liebe Bibel doch alles gefallen lassen! Hier muß sie dazu herhalten, um einen menschlichen Zorn zu rechtfertigen. Bei Elia mußte es so sein um der Ehre Gottes willen. Hier ist es aber nicht ohne weiteres so richtig.

Sie haben gefehlt, die ungläubigen Samariter, und sie haben gefehlt, die gläubigen Jünger. Da könnte man auf einen unrichtigen Schluß kommen, der vielfach modern ist. Man könnte sagen: „Die machen Fehler, die nichts glauben, und die Gläubigen machen auch Fehler; alle machen ihre Verkehrtheiten.“

Aber da würde man wieder in ein falsches Fahrwasser geraten. Denn wenn wir unsern Text genau ansehen, merken wir, daß die gläubigen Jünger noch mitten in ihrem Fehlen, mitten in ihrem Versagen die Kennzeichen der Jüngerschaft Jesu zeigen. Die Jünger erregten sich, weil man ihren Heiland beleidigte. Da konnten sie nicht ruhig bleiben. Daß sie darüber in Erregung gerieten, darf man ihnen nicht zu sehr übelnehmen; denn das ist der Beweis, daß sie ein brennendes Herz für ihren Heiland hatten. Wenn die eifernden Jünger sagen: „Herr, willst du, daß Feuer vom Himmel falle“, dann beweisen sie weiter trotz ihres Fehlens, daß sie einen großen Glauben an die Macht des Wortes Jesu haben. Sie haben Vertrauen zum Wort ihres Heilandes. Das wieder ist bei der Welt nicht zu finden.

Da siehst du ein rechtes Kennzeichen der „Stillen im Lande“. Die Stillen im Lande trauen auf ihres Heilands Wort. Je mehr die Welt spottet und höhnt, je mehr schließen sich die Stillen im Lande zusammen und sagen: „Wir bleiben bei diesem Wort und lassen uns weder durch Gelehrte noch durch Ungelehrte auch nur um Haaresbreite davon abbringen.“

Aber dann vor allem noch eins. Die fehlenden, die erregten Jünger sagen ein Wort, und das ist auch ein besonderes Kennzeichen der Stillen im Lande. Sie sagen: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle“, d. h., nur, wenn es deinem Willen entspricht. Selbst da, wo sie fortgerissen werden von einer zornigen Erregungswelle, bleibt dies Kennzeichen: Die Jünger Jesu sind Leute, die wollen, was ihr Heiland will. Deshalb darf man nicht sagen, die Samariter und die Jünger seien in einen Topf zu werfen. Die fehlenden Jünger lassen trotz ihrem falschen Handeln doch noch merken, daß sie einen andern Führer haben.



*Wohl dem Volk, wohl den Stillen im Lande, bei denen diese Kennzeichen allezeit gefunden werden!*

Ähnlich gesegnete und originelle Morgenandachten hielt Alfred Christlieb auch bei den Konferenzen der Westdeutschen Allianz, deren Mitbegründer einst sein Vater gewesen war. Und bei wieviel andern Tagungen und Konferenzen hat er das Brot des Lebens dargereicht und durch seine geheiligte Persönlichkeit und sein kindliches Beten unvergeßliche Eindrücke hinterlassen!

Zu den auswärtigen Diensten Pastor Christliebs gehörten seine vielen Reisen ins nahe Siegerland. Die Siegerländer hatten schon den alten Pastor Engels ganz zu den Ihren gerechnet, und mit dem Pastor von Heidelberg hielten sie es ebenso. Das von großen Scharen der Siegerländer Gläubigen besuchte Jahresfest des Vereins für Reisepredigt im Vereinshaus Hammerhütte in Siegen war lange Jahre ohne Christliebs Teilnahme nicht denkbar. Ebenso war es durch Jahre hindurch Tradition, daß Christlieb auf dem Missionsfest in Freudenberg zu Worte kam. Und wo mag er sonst noch überall im Siegerland gewesen sein - der liebe Pastor Christlieb?!

Daß das Gemeinschaftsleben, die Glaubenskonferenzen und Missionsfeste seiner nächsten Umgebung, seines geliebten oberbergischen Landes, nicht zu kurz kamen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Man muß sie nur einmal erzählen hören, die alten Christen im Oberbergischen, wenn sie ihre Erinnerungen an den Pfarrer von Heidelberg auspacken. Dann geht ihnen das Herz und der Mund über! Lange nach Christliebs Tod sprach irgendwo auf einem oberbergischen Missionsfest ein sehr temperamentvoller und origineller Mann. Der sprühte nur so von Leben. Ein alter Christ, der die ruhige, überlegte Art Alfred Christliebs gekannt und geliebt hatte, meinte hinterher: „Der Mann hat gewaltig gepredigt. Aber die stille Art von Pastor Christlieb - die sagte mir doch mehr zu!“

# Seelsorger für allerlei Leute

Einem Mann wie Alfred Christlieb hörte man nicht nur erquickt zu, wenn er das Wort austeilte, von dem ließ man sich auch gern in persönlicher Seelsorge helfen. Er konnte Angefochtene, Niedergedrückte aufrichten, allzu Betriebsame an die Notwendigkeit der Stille mahnen und in mancherlei andern Gefahren und Verirrungen den Weg weisen. Von der Predigt hat Christlieb einmal gesagt, es müsse immer etwas Mutmachendes an ihr sein. So war auch seine Seelsorge: sie machte Mut, sie half in die Höhe. Der liebe Mann soll uns selber sagen, in welcher Art und Gesinnung er mit den Leuten umgehen wollte:

*„Der scheidende Mose segnete den Stamm Asser mit den Worten: ‚Asser sei gesegnet unter den Söhnen! Er sei angenehm seinen Brüdern und tauche seinen Fuß in Öl!‘ (5. Mose 33,24). Welch eine Lieblichkeit spricht aus diesen Worten! Wenn ich diese Art anschau, dann muß ich beschämt bekennen: ‚Wie oft bin ich nicht lieblich unter meinen Brüdern gewesen, wie oft habe ich verletzt und wehe getan! Darum ist es mein Wunsch und Gebet, daß der Herr mir doch auch etwas von dieser linden Asser-Art geben möchte, die tröstend, aufrichtend und verbindend wirken kann.‘ Rosalie Amstein hat uns den kostbaren Vers hinterlassen:*

*Wenn man die Brennessel kaum berührt,  
so sticht und brennt sie sehr.*

*Wenn man den Rosmarin drückt und quetscht,  
so duftet er um so mehr.*

*Herr, laß mich keine Brennessel sein,  
flöß mir des Rosmarins Tugend ein!”*

Es war ein Stück der Führung Gottes mit Alfred Christlieb, daß er gerade unter Pastoren und Predigern, denen ja in besonderer Weise Seelsorge aufgegeben ist, tiefgreifende Seelsorgedienste tun durfte. Er war lange Jahre hindurch der Vorsitzende des Pastoren-Gebetsbundes (heute: Pfarrer-Gebets-Bruderschaft), und die westdeutsche pastorale Gemeinschaftskonferenz im Bibel- und Erholungsheim Hohegrete bei Au an der Sieg war ohne ihn nicht denkbar. Die Gabe der Organisation ging ihm ab; er war neidlos glücklich, wenn die Leitung der Zusammenkünfte bei andern Brüdern in guten Händen war. Seine Aufgabe war, seinen Amtsbrüdern seelsorgerlich das Wort Gottes zu sa-

gen und unter vier Augen entscheidende Bruderhilfe zu geben.

Ein Pastor berichtet dankbar von solcher Hilfe: „Ich stand in einer schweren Entscheidung; mein äußeres Leben nahm eine Wendung, es bahnte sich etwas Neues an. Aber es ging durch schwere Stunden. Da war mir in Alfred Christlieb der Seelsorger an die Seite gegeben. Was er mir auf Spaziergängen aus seinem Leben erzählte, gab mir den Eindruck sichtbarer Geistesleitung. Es lag in der Art, wie ihm in kritischen Lagen das durchschlagende Wort geschenkt wurde, etwas Prophetisches. Einmal predigte er in den Tagen unseres Zusammenseins über Jakob in Haran, wie ihm Gott den Wink gibt, zurückzukehren in die alte Heimat. Es drängte sich mir die Ahnung auf, daß damit mir gepredigt wurde. Dieser Eindruck hat sich dann bestätigt.“

Vielen jungen Theologen hat Christlieb seelsorgerliche Führerdienste tun dürfen. Wem die Bibelkritik Not machte, der bekam von ihm keine wissenschaftliche Widerlegung der Theorien und Hypothesen all der großen und kleinen Gelehrten zu hören. Dem diente er einfach damit, daß er schlicht und gehorsam das Wort Gottes, gerade das Wort des umstrittenen Alten Testaments, nahm und betend da hinein lauschte. Schlicht und tief gab er weiter, was sich ihm erschloß, und so half er manchem, von den wechselnden Menschenmeinungen über die Bibel und all den unzulänglichen religionsgeschichtlichen Betrachtungsweisen loszukommen und den lebendigen Anruf Gottes zu vernehmen. Seine unbeirrte, ehrfürchtige, feste und gewisse Art, mit der Bibel umzugehen, ist für manchen von Zweifel und Kritik Angefochtenen und Angekränkelten eine ganz große seelsorgerliche Hilfe gewesen.

Ein junger Freund fragte Alfred Christlieb um Rat wegen einer bestimmten Stelle im Alten Testament, die ihm besondere Not machte. Da sagte der demütige Seelsorger: „Über diese Stelle habe ich auch noch keine Klarheit, ich bete aber, daß mir der Herr Licht schenken möge.“ Wie hat dieser Bescheid dem Fragenden geholfen! Ja, so sollte man es bei Rätselfragen und Schwierigkeiten in der Heiligen Schrift machen: in demütiger Selbstbescheidung betend auf Klarheit warten und nicht gleich in kritischer Selbstbewußtheit vorschnell und ehrfurchtslos verwerfende Urteile fällen.

Christlieb nahm bei seinen seelsorgerlichen Bemühungen intellektuelle Nöte durchaus ernst, aber er hatte auch ein Auge dafür, wie manchmal hinter den vorgebrachten Verstandeszwei-

feln ein ganz anderer Jammer sich verbarg. In einem nächtlichen Gespräch trug ihm ein junger Student allerlei wissenschaftliche Gründe vor, die ihm das Glauben so schwer machen wollten. Christlieb hat nicht versucht, ihn zu überzeugen. Nein, er hat ihm einfach das erfahrene Heil bezeugt: „Auf diese Fragen der Wissenschaft kann ich keine Antwort geben. Es würde Ihnen auch nicht nützlich sein. Ich weiß nur eins, und das bezeuge ich Ihnen: Ich bin als ein armer, fluchwürdiger Sünder, der gar keinen Ausweg und keine Hilfe mehr zu finden wußte, zum Heiland gekommen, und ich habe es erfahren dürfen: Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht wert! Seitdem ist mein Herz ruhig geworden, und alle meine Zweifel haben ihre Lösung gefunden.“

Dieses klare Zeugnis schlug bei dem zweifelsüchtigen Studenten wie eine Bombe ein, und auf einmal war auch bei ihm nicht mehr von Zweifel, sondern von Sünde die Rede. Mit allerlei Schande und heimlichen Ketten kam er ans Licht, und jetzt wurde der Weg für ihn frei, die Gnade zu finden und zum Frieden zu kommen. Für Christlieb aber war und blieb es unantastbare, auf Erfahrung begründete Gewißheit: Nicht mit der Saulsrüstung der Wissenschaft, sondern mit der Schleuder des Evangeliums werden die Siege des Reiches Gottes erfochten.

Der Siegerländer Albert Achenbach, später ein gesegneter Zeuge Jesu und in verantwortlicher Mitarbeit im Reich Gottes, stand Alfred Christlieb besonders nahe und erfuhr reichlich seine Fürbitte, seine Mahnung, seine seelsorgerliche Leitung. Er berichtet:

„Vor Beginn meines Theologiestudiums verweilte ich noch einige Tage auf dem Heidberg. Oft hat da Pastor Christlieb in großem Ernst mit mir über die Gefahren der Studentenjahre geredet. Wohl jedesmal, wenn ich in den Ferien auf dem Heidberg war, kam er (der selber Junggeselle war und blieb) auch auf die übereilten Verlobungen zu sprechen. Wie oft hat er mich gewarnt – und ich spürte dabei seine herzliche Liebe zu mir –: ‚Mein lieber Bruder, Gott gebe, daß du an dieser Klippe, an der so viele scheitern, nicht Schaden nimmst! Wir wollen das täglich vor den Herrn bringen. Keine Lebensverbindung ohne seinen Willen!‘

Nie werde ich die Stunde vergessen, als ich vor dem Antritt meines Studiums auf dem Weg zur Bahnstation Rothemühle Pastor Christlieb die Hand zum Abschied reichte. ‚Albertus‘, sagte er dann, ‚zweierlei möchte ich dir noch ans Herz legen: Wir wollen kleine Leute bleiben und innigen Umgang mit dem Herrn pfe-

gen!' Das war das Letzte, und damit zog ich auf die Hochschule. Hätte mir etwas Besseres mitgegeben werden können?"

Von dem seelsorgerlichen Bruderdienst des Pastors von Heidelberg wußten auch die Bibelboten der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland, die in den Gemeinschaftskreisen des Oberbergischen ihren Dienst taten, zu erzählen. Pastor Christlieb war der Vorsitzende des Oberbergischen Gemeinschaftsvereins; die angestellten Prediger hatten also in ihm so etwas wie einen Vorgesetzten zu respektieren. Er hat aber nie den „Chef“ herausgeholt; die Boten erlebten ihn immer als „Bruder unter Brüdern“. Sie haben oft in seiner Studierstube gesessen und die Fragen und Nöte des Dienstes mit ihm durchgesprochen. Er ist in ihren Vereinshäusern und Heimen erschienen, und so hatten sie mancherlei Gelegenheit, ihn als den seelsorgerlichen Freund und Ratgeber kennenzulernen.

Ein Prediger, der seinen Dienst neu antritt, besucht Christlieb. „Nun, lieber Bruder, Sie wollen uns im Gemeinschaftsverein helfen?“ wird er begrüßt. „Dann will ich Ihnen einmal sagen, woher es kommt, daß so viele Prediger am Wort segenslos arbeiten. Sie sind gar so sehr fleißig! Nicht wahr, das klingt Ihnen merkwürdig: Weil sie so fleißig sind, arbeiten sie ohne Segen? Aber es ist so. Darum rate ich Ihnen, nehmen Sie sich viel, viel Zeit zum Gebet und zum Forschen in Gottes Wort! Nur nicht zu fleißig sein, sondern viel Zeit im Gebet zu bringen! Dort können wir dem Herrn alles an sein Herz legen. Wenn wir dann zu den Leuten kommen, hat er schon alles vorbereitet.“

Derselbe Bruder, dem Alfred Christlieb den Rat gab, er möge nicht zu fleißig sein, wußte auch davon zu erzählen, wie bei Pastor Christlieb das Wort Psalm 141,5 wahr wurde: „Der Gerechte schlage mich freundlich und strafe mich!“ Er hatte in Christliebs Beisein über einen alttestamentlichen Text gesprochen, und der Pastor hatte sich mit einem kurzen Wort angeschlossen. Hinterher fragte Christlieb: „Nun, lieber Bruder, verstehen Sie das Wort so?“ – „Ja, Herr Pastor!“ – „Es war eine gute praktische Anwendung, die Gedanken waren gut, aber den Sinn des Textes habe ich immer etwas anders verstanden.“ Und nun kam eine liebevolle und schonende Belehrung über den eigentlichen Sinn der in Frage stehenden Stelle, die es dem Bruder ganz klar machte: „Ja, nur so kann das Wort recht verstanden werden.“ Nach dieser zarten und auch willig aufgenommenen Zurechtweisung kam dann noch einmal die Bekräftigung: „Aber

der Heiland war doch nahe, und die Anwendungen waren gut und praktisch. Der Herr muß immer viel Geduld mit uns haben.“ Vorbildlich – ganz im Sinn und nach der Art des Apostels Paulus –, wie hier Anerkennung des Brauchbaren und Zurechtstellung des Verkehrten Hand in Hand gehen! Das ist „freundliches“ Schlagen, Strafen nach dem Rezept, das Christlieb oft empfahl: „So zart wie möglich!“

Der freundliche Seelsorger und Zurechtbringer Alfred Christlieb konnte aber auch fest und männlich auftreten, wenn es not tat. Er besuchte einmal mit einem Predigerbruder eine Kranke und sprach ihr tröstlich zu. Der Bruder betete dann. Die Tochter der Kranken hatte wohl den Eindruck, es sei nicht genügend an das Gesundwerden der Mutter gedacht worden. Darum wandte sie sich an Christlieb und bat: „Herr Pastor, wir wollen doch noch einmal dafür beten, daß unsere Mutter bald wieder gesund wird.“ Christlieb wies das liebevoll fest ab: „Wir haben dem Herrn alles gesagt.“ Er liebte nicht die Menge der Worte.

Darum unterbrach er auch ein Gemeindeglied, das ihn bei einem Hausbesuch mit frommer Redseligkeit überfiel. Einige Tage vorher hatte dieser Mann beim Hören der Predigt den Eindruck erweckt, als habe ihn das Wort innerlich getroffen. Christlieb sagt ihm: „Reden Sie bitte nicht so viel!“ Dann liest er mit ihm einen Abschnitt aus Gottes Wort, betet und geht. Ein Freund, der ihn begleitet, ist ein wenig entsetzt: „Hast du den Mann nicht zu barsch abgefertigt? Wollte der dir seine innere Not nicht einmal offen aussprechen?“ Christlieb erwidert bloß: „Meinst du?“ und schweigt längere Zeit. Einige Tage später trifft der Freund den Mann, der vor Freude strahlt und berichtet: „Der Pastor hatte recht: ich redete zuviel; aber ich habe jetzt Frieden gefunden!“

Bei einem Krankenbesuch geschieht es, daß der Besuchte Christlieb recht unfreundlich empfängt: „Herr Pastor, Sie kommen aber reichlich spät.“ Darauf die Antwort des Getadelten: „Mir scheint, ich komme immer noch zu früh.“ Gott will ja durch die Krankheit gern stille Leute machen. Daß ihm das hier gelungen sei, davon sah Christlieb noch zuwenig.

## **„Der Heiland ist zu uns gekommen!“**

Folgende Sache ist in Heidelberg passiert: Pastor Christlieb macht in einem Hause einen Besuch. Die Mutter ist gerade nicht anwesend. Das Kind schaut den Besucher an, läuft dann los und ruft nach der Mutter mit den Worten: „Komm mal schnell herein, ich glaube, der Heiland ist zu uns gekommen!“

Einen ähnlichen Eindruck wie dieses unmittelbar empfindende Kind haben viele gehabt, die in Alfred Christliebs Nähe weilten: Dieser Mann ist in besonderer Weise jesusähnlich. In dem hat Christus eine Gestalt gewonnen. Der lebt in der Gegenwart Gottes. Hören wir einige Zeugnisse:

„Christliebs Beten hinterließ bei mir immer den tiefsten Eindruck. Er lebte im Heiligtum und hatte darum auch Vollmacht. Er betete wie ein großes Kind, so gläubig, so kindlich dankbar, so getrost, so voller Zuversicht. Vor dem Herrn wandelte er und erwartete alles von ihm. Über seinem Gebet lag das Geheimnis eines ihm geweihten Lebens. Auch ohne daß er betete, stand man bei ihm unter dem Eindruck der Gegenwart des lebendigen Gottes. Auf seinem Angesicht, auf seiner schlichten Gestalt lag schon etwas von der Gegenwart des Herrn. Ohne daß er sprach, war er schon eine Predigt.“ – „Wir hatten immer den Eindruck, daß ihn das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes niemals verließ; daß auch im harmlosen, fröhlichen und natürlichen Dinge behandelnden Gespräch bei unserm Freund und Bruder in den Tiefen des Bewußtseins die Nähe des Herrn ihn regierte.“ – „Ich habe oft gemeint, so wie Bruder Christlieb müsse der Apostel Johannes ausgesehen und gelehrt haben. So müsse sein liebender und seelsorgender Ton gewesen sein, wenn er in den Johannesbriefen zu uns redet.“

Der Herr Jesus hat von sich selbst gesagt: „Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“ Von Herzen demütig sein – in diesem Stück wollte Alfred Christlieb so gern seinem Herrn ähnlich werden. Er hatte von Pastor Engels die Gewohnheit übernommen, in der Neujahrspredigt eine Losung auszugeben, in der er sich selbst und der Gemeinde zurief, was sie miteinander von Gott erbitten, wie sie miteinander vor Gott wandeln wollten. In drei aufeinander folgenden Jahren hießen diese Losungen einmal: „Ich bin ein armer, geringer Mann“ (1. Sam. 18,23); „Ich will noch geringer werden denn also und will niedrig sein in meinen

Augen" (2. Sam. 6,22); „Ich bin der Kleinste in meines Vaters Hause" (Richter 6,15).

Wir hörten schon einmal: Verhältnisse und Menschen, an denen er schwer zu tragen hatte, bejahte Christlieb als ein Stück Erziehungsschule, das Gott ihm zum Demütigwerden auferlegte. Er lebte ganz in der Mahnung des seligen Pastors Engels: „Brüder, laßt uns kleine Leute bleiben!" Er hat sich nie über seinen ihm von Gott gewiesenen Auftrag, ein Beter und Schriftforscher zu sein, hinausgedrängt. Er wollte nicht überall und zu allem mitreden. Gern gab er im geistlichen Austausch unter den Brüdern seinen Beitrag; wenn aber das Gespräch z. B. auf Fragen der Kirchenpolitik kam, dann schwieg er lieber und sagte wohl: „In diesem Stück bin ich dumm." Klar sah er seine Grenzen und freute sich über jeden Bruder, der ihn ergänzte: „Wie fein hat der liebe Bruder J. geleitet! Das versteht er viel besser als ich. Ich war so froh, daß ich unter den Brüdern sitzen konnte." Auf einer Konferenz in Darmstadt wurde er gebeten, noch ein Thema zu übernehmen. Er wehrte ab und sagte schlicht: „Das liegt mir nicht. Nehmt den Bruder X, der ist dafür der rechte Mann!"

Alfred Christlieb drängte sich nicht vor. Einmal, als noch ganz junger Pfarrer, war ihm auf einer Konferenz ein Gedanke aus dem Wort Gottes gekommen, der in die Aussprache gut hineingepaßt hätte. Er meldete sich aber nicht zu Wort, sondern betete still: „Herr, wenn du willst, daß ich diesen Gedanken vorbringen soll, dann kannst du dafür sorgen, daß ich zum Reden aufgefordert werde." Und in der Tat sagte auf einmal der Versammlungsleiter: „Wir haben den Sohn unseres lieben, verehrten Professors Christlieb unter uns, der wird uns jetzt auch noch ein Wort sagen."

Alfred Christlieb wollte nicht alles allein machen. Alle sollten mitarbeiten. Bei ihm brauchte aber auch der schlichteste und unbeholfenste Christ sich nicht zu scheuen, den Mund aufzutun. Er saß nie da als gestrenger Kritiker, sondern immer als demütiger, lernwilliger Bruder. In den Bibelbesprechungen in den oberbergischen Bauernhäusern drückte er die Brüder nicht mit dem Gewicht seiner doch unbestrittenen Autorität zur Seite, sondern zog sie kräftig zur Mitarbeit und Mitverantwortung heran. Manchem Anfänger hat er liebevoll gesagt: „Dein Wort hat mich erquickt." Was war das für eine Ermutigung!

Menschen wie Pastor Christlieb, in denen der Heiland zu den Leuten kommt, sind Friedensmenschen. Der Herr, dem sie nach-



folgen, ist ja der Friedefürst, der Frieden gemacht hat zwischen Gott und den Menschen in seinem Blut, der den Seinen den Frieden der Ewigkeit ins Herz und Gewissen senkt, der ihnen aber auch den Auftrag gibt, als Bringer und Bewahrer des Friedens in der Welt zu wandeln. Das versuchte Pastor Christlieb aufrichtig. Streiten und Rechthaben – das war ihm verhaßt. Und seine Nähe hielt auch andere vom Zank ab. Einer, der ihn gut kannte, sagt: „In der Nähe Alfred Christliebs wagte sich der Unfriede nicht vor. Diese treuen Augen verhinderten es. Diese Ruhe beruhigte die Aufgeregten. In ihm war nichts Hartes, nichts, das jemals verletzen konnte. Niemals hörte man ihn schelten, niemals. Diesem Friedenskind war es ein heiliges Anliegen, auch den Frieden unter den Gotteskindern zu erhalten. Es wird erzählt, daß über sein freundliches Gesicht eine Wolke gehuscht sei, wenn ein anderer Liebloses über den Bruder redete. Im Umgang war seine Stimme sanft, und seine ganze Erscheinung sagte zu uns: Ich hab' dich lieb! Wie lag es ihm am Herzen, Zerklüftungen in der Gemeinde Gottes zu verhüten!“

Im Heidberger Presbyterium (Kirchenvorstand) wurden zu Christliebs Zeit alle Beschlüsse einstimmig gefaßt. Konnten die Männer einmal in einer Sache nicht gleich übereinkommen, dann wurde sie vertagt und bis zur nächsten Sitzung von ihnen und besonders vom Pastor „durchgebetet“. Und dann schenkte der Herr immer eine einmütige Entscheidung.

Ist der Heiland nicht ein freundlicher Herr (1. Petr. 2,3)? Sollen seine Knechte nicht freundlich sein gegen jedermann (2. Tim. 2,24)? Pastor Christlieb ist freundlich gewesen; das hat ihm die Herzen der Leute gewonnen. Im Ersten Weltkrieg war ein verwundeter Soldat zum Erholungsurlaub in die oberbergische Heimat gekommen. Christlieb trifft ihn in Brüchermühle, von wo es bis zu seinem Wohnort Wildbergerhütte noch 20 Kilometer sind. Die Zugverbindung ist sehr ungünstig. Er bietet ihm sein Rad an. Der Soldat ist ganz gerührt über soviel Großzügigkeit, meint aber, das Angebot nicht annehmen zu dürfen. Der Pastor kann doch nicht zu Fuß gehen oder auf den viel später fahrenden Zug warten! Daraufhin erklärt Christlieb: „Mein lieber Sohn, dann gehen wir beide zusammen zu Fuß.“ Er schiebt sein Rad und geht neben dem Soldaten her, der diesen ersten freundlichen Gruß, den er in der Heimat empfängt, nie mehr vergessen hat.

Ein Mann, der kein Freund der Gläubigen ist und auch Pastor Christlieb nicht sonderlich ausstehen kann, schleppt sich

mit schweren Eisenstangen auf der Schulter ab. Christlieb begegnet ihm und bietet ihm seine Hilfe an. Er, der an solche Lasten nicht Gewohnte, übernimmt einige Stangen und unterhält sich beim Gehen freundlich mit dem Mann. Diese Tat der Liebe überwindet den Gegner. Er sucht und findet Vergebung der Sünden und hält sich fortan zu den Gläubigen.

Zu den Kennzeichen, die den rechten Christen ausmachen, zählte Christlieb vordringlich auch dieses: „Man muß sich sagen lassen.“ In den Anfängen seiner Heidberger Zeit war ein Freund bei ihm zu Besuch, den bat er: „Du bist nun verantwortlich für mich. Wenn ich irgendwie nach deiner Meinung nicht recht handle, dann mußt du mir das offen sagen.“ Ja, er ließ sich immer gern sagen und beachtete und bedachte das Wort der Brüder. Er empfahl dringlich allen Christenleuten, es auch so zu halten, ja keine Einspännerwege zu gehen und nicht den eigenen Kopf gegen Rat und Meinung der Brüder durchzusetzen. Für Christlieb stand es fest: Wer bei wichtigen Entscheidungen den Willen Gottes erfahren will, soll sich auch an die Brüder gewiesen wissen.

Noch etwas wollen wir erwähnen, was Alfred Christlieb so anziehend machte. Er war vorsichtig im Urteil über andere. Es tat ihm immer weh, wenn man über einen Menschen, erst recht über einen Bruder, vorschnell und ungestüm richtend daherkam. Er hatte selber einige Male erlebt, wie gründlich man sich da irren kann. Bei einer Familienfeier in England, der Goldenen Hochzeit seines Onkels, gefiel ihm gar nicht die Haarfrisur einer Teilnehmerin. Er dachte: „So kann doch kein Gotteskind herumlaufen!“ Später kam er mit der Dame ins Gespräch und konnte nur staunen über die Innigkeit und Tiefe ihres Christusverhältnisses. Da lernte er, daß man aus Haarfrisuren nicht immer auf den Herzensstand schließen darf.

Irgendwo sprach man über die leuchtenden Augen, die ein Christ haben müsse. Alfred Christlieb (der sie selber hatte) warnte vor voreiligen Schlüssen und Verallgemeinerungen. Er habe einmal einen Bruder getroffen, bei dessen Anblick er sich gesagt habe: „Nein, wie darf denn ein Jünger Jesu so herumlaufen! Mit solch einem Gesicht!“ Aber der Umgang mit diesem Mann habe ihn außerordentlich gesegnet, und als er seine schwere Lebensgeschichte erfuhr, habe er das gewisse Düstere in seinen Zügen verstehen können.

Alfred Christliebs Trost war: Arme, sterbliche, sündige Menschen dürfen sich fallen lassen in die Arme Jesu, in die Arme

der ewigen Liebe, des grundlosen Erbarmens, der unwandelbaren Treue. Fest stand er auf der Rechtfertigung des Sünders durch die freie Gnade des Heilandes. Aber dieser Gnade wollte er nun auch ganz in Dank und Hingabe gehören. Darum jagte er der Heiligung nach, und im Leben der Zucht und des Gehorsams sahen ihn die Leute in die Art und das Bild des Herrn Jesus hineinwachsen.

Christlieb ist aber nie anfällig gewesen für falsche Vollkommenheitslehren. Er hat die Jahre miterlebt, in denen manche in unbiblischer Weise eine irdische Sündlosigkeit meinten erreichen zu können. Man nannte ihm einmal eine böse Sünde und fragte ihn, ob er diese denn auch noch tun könne. Seine Antwort lautete: „Auf der Stelle, wenn ich nicht gehalten würde.“ Nein, er dachte nicht groß von sich selber, aber sehr groß von der Treue und Macht Jesu, die halten und bewahren kann. Mancher, der sein leuchtendes Wesen kannte, mochte staunen, als er einmal sagte: „Es ist mir manchmal, als wenn ich mit sieben Stricken nach unten gezogen würde.“ Aber es war so: Auch Alfred Christlieb war einer, der im Kampfe blieb. Er wußte sehr nüchtern, wie nahe den größten Segnungen oft die größten Gefahren liegen. Darum war ihm die Zusammenordnung im aaronitischen Segen so sinnvoll und wichtig: „Der Herr segne dich und behüte dich!“ (4. Mose 6,24).

Alfred Christlieb ist alles andere als ein unnatürlicher Heiliger gewesen. Ansätze einer düsteren Askese in seiner Frühzeit wurden überwunden, und in der Nähe dieses sonnigen, fröhlichen Menschen fühlte sich jeder wohl. Er hat herzhaft lachen können. Einem, der in gedrückter Seelenstimmung war, ist dieses Lachen geradezu befreiend vorgekommen, er hat es ein heiliges Lachen genannt. Hämisches, Boshaftes, Satirisches war nie darin. Es war ein in der Zucht Gottes gehaltener Humor. Daß Christlieb diesen Humor besaß, wußten übrigens lange nicht alle, die ihn kannten. In einem Bruderkreis erzählte er einmal in sprudelnder Fröhlichkeit Geschichten. Auf einmal hielt er inne und sagte: „Brüder, ich muß aufhören, da liegt eine Gefahr für mich.“ Das hat tiefen Eindruck gemacht. Wie stand doch dieser Mann vor Gottes Angesicht!

# Ein Prediger läßt sich predigen

Wir hörten: Alfred Christlieb ließ sich gern etwas sagen. Er hatte dabei die glückliche Gabe, nicht nur Menschen, sondern auch Tiere und alle Dinge so zu sich sprechen zu lassen, daß er von ihnen eine Lehre Gottes empfing und diese für das Leben des Glaubens und des Dienens höchst praktisch verwertete. Wer hat ihm auf diese Weise nicht alles im Laufe seines Lebens gepredigt! Z. B. die Bettler. Lassen wir ihn selber sagen, was er von ihnen gelernt hat:

*„Eines Tages erschien im Pfarrhaus ein Mann, der um ein bestimmtes Kleidungsstück bat. Leider war das Gewünschte nicht vorhanden. Dafür bekam er ein Geldstück, etwas zu essen und guten Lesestoff mit auf den Weg. Aber diese Gaben konnten ihn nicht befriedigen. Ohne ein Wort des Dankes ging er schimpfend über meine Unbarmherzigkeit aus dem Hause, weil er das, was er wollte, nicht erhalten hatte. Ein derartiges Benehmen wollte mein Herz in Wallung bringen. Manchmal hatte ich Gott um die Fernhaltung falscher Besuche gebeten. Nun tauchte die Frage auf: Ist dein Gebet erhört? Hat Gott auch diesen Menschen in dein Haus gesandt? Kann auch von einem solchen unangenehmen Besuch das Wort gelten: ‚Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen!‘? Während ich mit solchen Gedanken dem abziehenden Bettler nachblickte, kam plötzlich ein Lichtstrahl in mein Herz hinein.*

*Es war gerade, als wenn eine zarte Stimme mir zuflüsterte: ‚Mein Kind, du willst über diesen Bettler unwillig werden. Handelst du etwa besser als er? Ich gab dir dies und das und jenes, und doch hegst du manchmal noch unzufriedene Gedanken in dir, weil du nicht genau das bekommst, was dein Fleisch sich wünscht. Jetzt schau einmal an diesem Bettler, wie häßlich es ist, wenn man, anstatt zu danken, nur murr, weil man nicht das bekommt, was man gern haben möchte.‘*

*Jetzt wurde mir auf einmal klar, weshalb dieser unverschämte Bettler in mein Haus kommen mußte. Er sollte mir zum Spiegel dienen und mir die Häßlichkeit eines undankbaren Herzens vor die Augen malen. Gesegneter Besuch! Gott helfe mir, daß ich ihn nie vergesse!*

*Es vergingen Jahre. Da kam noch einmal ein Bettler, der ein unvergeßliches Wort zurückließ. Ich hatte inzwischen die Erfahrung gemacht, daß die Bettler meist das erhaltene Geld in der Wirt-*

*schaft vertranken. Weil nun dieser Bettler wenig nach Enthaltbarkeit aussah, so sagte ich ihm, er könne etwas zu essen und zu trinken bekommen, aber Geld dürfe ich ihm nicht geben, und er erklärte sich einverstanden. So wartete er, und man bereitete ihm den Kaffee. Als ihm dann Butterbrot und Kaffee gebracht wurden, da war der Bettler verschwunden.*

*Im Nachbarhaus aber erzählte er: ‚Ich sollte im Pfarrhaus kein Geld bekommen. Man wollte mir Kaffee kochen. Aber das dauerte mir zu lange. Da verlor ich die Ungeduld und ging fort.‘ Er wollte sagen: ‚Da verlor ich die Geduld‘ oder ‚Da bekam ich die Ungeduld‘. Aber in seiner hastigen Sprechweise sagte er: ‚Ich verlor die Ungeduld und ging.‘ Dieser Ausdruck jenes ungeduldigen Bettlers wurde mir auch wieder zu einer Predigt. Ich dachte: ‚O daß ich dieses Wort auch in Wahrheit nachsprechen könnte: Ich verlor die Ungeduld!‘ Aber das schöne Bettlerwort ist nicht so ganz leicht gelernt. Wir wollen uns aber in der göttlichen Schule darin üben, bis es zur Wahrheit wird: Da verlor ich die Ungeduld.“*

Sogar von der doch wirklich sehr fragwürdigen Zunft der Einbrecher ließ Alfred Christlieb sich predigen. Drei dieser unangenehmen Gesellen hatten sein einsames Pfarrhaus heimgesucht. Zwar war ihre Beute nicht überwältigend. U. a. hatten sie sich einer Reihe von Flaschen bemächtigt, die vielversprechende Weinetiketten trugen, in Wirklichkeit aber mit harmlosen Waldbeeren gefüllt waren. Die Einbrecher hatten die Flaschenhalse abgeschlagen und in wütender Enttäuschung alles liegen lassen. Sie wurden bald dingfest gemacht und, da ihnen auch noch andere Untaten nachgewiesen wurden, auf dem Schwurgericht in Köln gebührend verurteilt. Christlieb war als Zeuge anwesend. Der erste der drei Übeltäter schien sichtlich geknickt und sagte nach dem Urteilsspruch: „Ich nehme mein Urteil an.“ Dieser eine Satz bewegte Pastor Christlieb tief und war ihm eine unvergeßliche Predigt, die er oft wiederholt hat. Ein anderer von den dreien war nicht so von seiner Schuld überzeugt und erklärte zur großen Heiterkeit der Anwesenden: „En bötken to stramm!“

Auch unter den Tieren hatte Pastor Christlieb seine „Prediger“, von denen er lernte. Im einsamen Pfarrhaus von Heidberg wurde ein Hund angeschafft, der Barry, ein reinrassiger Bernhardiner. Das Tier mußte natürlich erzogen werden. Nun gehört zu einer fruchtbaren Erziehung, daß Strenge und Freundlichkeit oder – biblisch-theologisch ausgedrückt – Gesetz und Evangelium recht zusammengeordnet werden. Was nun Barrys Erziehung betraf, meinten manche Besucher Heidbergs, er wäre zu

sehr nach der Seite des Evangeliums hin behandelt worden; ein wenig mehr Gesetz hätte ihm nicht geschadet.

Aber sein Herr hatte ihm doch einiges beigebracht. Im Herbeiholen und im Tragen von Gegenständen war Barry nicht ungelehrig. Bloß wenn er seinen Gegenstand wieder abgeben sollte, dann tat er oft sehr schelmisch. Er wollte nicht hergeben und loslassen. Oft legte er den Hut oder Stock auf den Boden und wartete, was jetzt weiter geschehen würde. Kam man ihm näher, dann schnappte er plötzlich nach seiner Beute und eilte mit ihr davon. Mit dieser Unart seines Hundes wurde Christlieb am ehesten so fertig, daß er ihm etwas Besseres vorhielt, vielleicht einen schönen Knochen. Dann konnte Barry auf einmal loslassen.

Was lernte Alfred Christlieb aus solchem Verhalten, und was gab er als Barrys „Predigt“ andern weiter? „So wollen wir es mit den Menschen auch machen. Sie halten soviel Minderwertiges umklammert. Wir wollen ihnen etwas Besseres zeigen, ja das Beste, das Evangelium von Jesus. Sollten sie dann nicht loslassen?“

Wenn Barry apportierte, dann lief er oft in seinem Eifer über das Ziel hinaus und mußte ein Stück zurückkommen. Gleich war Christliebs Nutzenanwendung zur Hand: „Gleichen wir armen Menschen nicht auch in diesem Stück dem Barry? Haben wir einmal eine Wahrheit erkannt, so kommt es oft vor, daß wir in blindem Eifer über das Ziel hinausschießen. Wir müssen dann erst durch Schaden klug werden und Maß halten lernen.“

Wenn Barry Pastor Christlieb auf seinen Gängen begleitete, dann trabte er nach Hundart natürlich nicht immer brav und sittsam neben ihm her. Oft lief er voraus oder seitwärts in die Wiesen und ins Gebüsch. Abgehetzt und atemlos erschien er schließlich wieder bei seinem Herrn, nachdem er dieselbe Strecke oft mehrfach zurückgelegt hatte. Ein ähnliches Verhalten sah Pastor Christlieb auch bei den Gläubigen und sagte warnend: „Wie manchen weiten, unfruchtbaren Weg könnten wir uns ersparen, wenn wir gehorsam und abhängig unserm Gott folgen wollten, anstatt uns zu zerarbeiten in der Menge unserer Wege.“

Einmal hörte Alfred Christlieb in der Eisenbahn unfreiwillig einer Unterhaltung unter Jägern zu. Sie spannen ihr Weidmannsgarn, und einer lobte ganz mächtig seinen Hund. Ein anderer unterbrach ihn und wollte wissen: „Hat dein Musterhund denn gar keinen Fehler?“ Da gab der Lobredner kleinlaut zu: „Doch, er macht sich selber die Türen auf.“ Das war nun allerdings

ein böser Fehler, den glücklicherweise der sonst nicht allzu tugendhafte Barry nicht besaß. Sein Herr hatte ihn aber auch nicht, hütete sich geradezu ängstlich davor und bat die Prediger des Evangeliums immer wieder: „Macht euch ja nicht selber die Türen auf! Ihr müßt in eurer Arbeit den Herrn zu euch sagen hören: ‚Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür, und niemand kann sie zuschließen.‘”

Zum Schluß soll in dieser Reihe von „Predigern” noch eine sehr erfreuliche Gestalt auftreten: ein junges Mädchen, dessen Mutter sie für eine längere Bahnfahrt Pastor Christliebs Schutz und Begleitung anvertraut hatte. Sie unterhielt ihren Reisegefährten mit munterem Geplauder. Sie fuhr zu ihrem Bräutigam und konnte gar nicht genug davon erzählen, wie lieb und nett dieser sei. Je näher es dem Ziele zuing, um so mehr wuchs ihre freudige Erregung und Erwartung. Man merkte es, welch ein Glück das bevorstehende Wiedersehen mit ihrem Verlobten für sie bedeutete. Christlieb aber hörte aus diesem Erlebnis die Frage heraus: Findet man bei den Jüngern Jesu auch solch sehnsüchtige Erwartung nach ihrem Bräutigam? Es naht ja der Tag, an dem ihr Herr wiederkommt und sie mit ihm für immer vereinigt sind. Müßte nicht ein großes Freuen unter ihnen zu finden sein, eine unbändige Sehnsucht, die nicht zu stillen ist, bis ER kommt?

# Letzte Krankheit und seliger Heimgang

Nach 38 Jahren eines gesegneten Wirkens in der Gemeinde Heidelberg und hin und her in den Landen ging Alfred Christliebs irdischer Tag zu Ende. Einem Blasenleiden konnte im Sommer 1933 noch einmal vorübergehend gesteuert werden. Ein Kuraufenthalt in Bad Wildungen tat da gute Dienste. Es kam die Allianzgebetswoche Anfang 1934. Gebetsstunden waren Pastor Christlieb immer besonders lieb gewesen. Er war auch dieses Mal an den verschiedenen Plätzen, wo die Gläubigen zusammenkamen, trotz des harten Winterwetters dabei. Ein Gemeindeglied berichtet darüber:

„Es war schlimmes Glatteis. Wir dachten manchmal, unser Pastor könnte nicht anwesend sein. Doch jedes Mal waren wir erfreut über seine Anwesenheit. Wo es galt, hungernde Seelen zu erquicken, da war er zur Stelle. Besonders denke ich an einen Abend, an dem er mit seiner großen Sturmlaterne in Wind und Wetter den Weg zurücklegte, uns diente und immer wieder ein Vorbild war. In der darauffolgenden Woche – es war die letzte seines Lebens – machte er vor der Gebetsstunde, die ebenfalls wohl die letzte war, noch einige Hausbesuche. Dann sprach er zu uns über den Schluß von Markus 8. Besonders ernst hob er die Worte hervor: ‚Wer sich aber mein und meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, des wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln.‘ Dann beteten wir zusammen. Das war der Schluß seines Dienstes in den Gebetsstunden.“

Am 21. Januar 1934 bestieg Pastor Christlieb zum letztenmal die Kanzel in Heidelberg. Er predigte seit längerer Zeit fortlaufend über die Apostelgeschichte, und an jenem Morgen war sein Text Kapitel 23, Vers 5 bis 10. Wie er in all seiner Verkündigung die Gedanken, die sich ihm betend aus dem Wort erschlossen, in drei „Päckchen“ einband, so geschah es auch in seiner letzten Predigt. „Dreierlei Glaubensstellung“ fand er in den Versen angezeigt:

1. den Vernunftglauben der Sadduzäer,
2. die Rechtgläubigkeit der Pharisäer,
3. den lebendigen Herzensglauben des Paulus.



Einige Sätze aus der Predigt seien angeführt:

*„Die Sadduzäer stellten ihren eigenen Verstand über das Wort Gottes. Ihr Wissensdünkel verblendete sie. Ihr Wissen blähte sie auf. Die wichtigste Klugheit fehlte ihnen. Das beste Licht, die Erleuchtung durch den Heiligen Geist, besaßen sie nicht. Hüten wir uns vor dem Irrweg der Sadduzäer! Er mag große Dichter und Denker zu seinen Anhängern zählen. Ein Fünkeln Licht von oben ist mehr wert als all ihr stolzes Blendwerk.*

*Ganz anders waren die rechtgläubigen Pharisäer. Sie unterwarfen sich dem Wort Gottes und waren in dieser Hinsicht rechtgläubige Leute. Wir wollen diese Anerkennung der biblischen Wahrheiten nicht verachten. Aber hüten wir uns, eine äußere Rechtgläubigkeit zum Ruhepolster zu machen! Es hat viele äußerlich positive und die reine biblische Wahrheit lehrende Männer gegeben, die dennoch Feinde des Kreuzes Christi und Verfolger seiner Jünger waren. Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer! Auch ihr Glaube reichte nicht aus zum Seligwerden.*

*Paulus hatte weder den Vernunftglauben der Sadduzäer noch die tote Rechtgläubigkeit der Pharisäer, sondern einen lebendigen Herzensglauben. Der Messias Jesus und seine im eigenen Leben erfahrene Auferstehung bilden Kern und Stern von Paulus' Glauben. Er bekennt sich nicht nur zu einer Lehre, sondern zu einer Person. Um Jesu willen duldet er auch Anklage und Ketten. Ihn wollte und konnte er nicht verleugnen, auch wenn es seinen Tod bedeutete. Hätte Paulus den Namen Jesu preisgegeben, so würden ihn der Hohe Rat und das ganze Volk in Ruhe gelassen haben. Aber ihn mußte er bekennen. Das war des Paulus lebendiger Herzensglaube. Er ist der richtige, die andern beiden sind nicht ausreichend.“*

Ahnte der Pastor von Heidberg seinen baldigen Heimgang? Er hatte oft im Leben um ein seliges letztes Stündlein gefleht, im Rahmen des Gottesdienstes am 21. Januar 1934 tat er es dreimal. Er betete auch darum, daß der Gemeinde das klare Wort Gottes immer erhalten und gepredigt würde. Nach dem Gottesdienst begleitete er seinen Kirchmeister noch ein Stück Wegs und war schon – wie das seine Gewohnheit nach einer gehaltenen Predigt war – mit den ersten sinnenden Vorbereitungen für die Predigt des nächsten Sonntags beschäftigt. Da wollte er aus dem Text, den er heute gelesen hatte, noch mehr herausholen. Solche sechs Verse boten seinem betenden Forschen so viel Stoff, daß dieser in einer Predigt nicht ausgeschöpft werden konnte.

Nach dem Mittagessen wollte Christlieb, in der Sofaecke sitzend, ein wenig ruhen und dann in die Stunde nach Langenseifen gehen. Es war das derselbe Ort, an dem er vor 38 Jahren am Tag seiner Ankunft in der Gemeinde zum erstenmal die Gebetsstunde besucht hatte. Was nun folgte, lassen wir uns von dem Biographen Alfred Christliebs, Hauptlehrer Heinrich Klein, berichten:

„Die Gemeindeschwester Lenchen wollte im Konfirmandensaal mit der Unterweisung der Kinder beginnen, kam aber mit einem kleinen Mädchen vorher noch einmal in die Küche, um das in den Schmutz gefallene Kind abzuwaschen. An die Kleine richtete der Pastor die Frage: ‚Hast du dir wehgetan, mein Lämmchen?‘ – ‚Das Lämmchen hat nicht aufgepaßt‘, erwiderte die Schwester. Christlieb fragte seine Haushälterin, ob er wohl hinauf in sein Zimmer gehen solle. ‚Bleiben Sie nur ruhig hier‘, erwiderte diese, ‚Schwester Lenchen ist bald fertig.‘ So blieb er und schlummerte ruhig ein. Als nach einer Weile seine Haushälterin, die ihm 28 Jahre lang treulich gedient hatte, zu ihm hinübersah, da lag schon die Totenblässe auf seinem Gesicht. Sein Geist war entflohen. Träumend hatte ihn der Herr in die ewige Heimat geholt. In dem Gedanken, er sei nur von einer Ohnmacht befallen, suchte man ihm noch allerlei Hilfe zu leisten, aber der Puls stand still, und der herbeigerufene Arzt konnte nur die bange Befürchtung bestätigen: Pastor Christlieb ist heimgegangen.“

Wie ein Blitz schlug die Todesnachricht in der Gemeinde ein. Die Leute konnten sie kaum fassen. Sie hatten ihren geliebten Pastor wenige Stunden vorher doch noch predigen hören. Es ist ja eigentlich ein wunderbares Sterben gewesen, dieser rasche Heimgang. Mitten aus der Arbeit ging der treue Knecht ein in seines Herrn Freude. Jemand, der sich medizinisch auskennt mit dem Blasenleiden, das Alfred Christlieb zu schaffen machte, hat erklärt: „Menschlich gesehen hätte der Pastor von Heidberg, wenn er am Leben geblieben wäre, sehr viel leiden müssen. Diese Krankheit nimmt eine tückische Entwicklung zu rasenden Schmerzen hin.“ Davor hat Gott ihn also in Gnaden bewahrt. Er ist auch vor den Stürmen hinweggeholt worden, die in den darauffolgenden Jahren über Deutschland und insbesondere über die Kirche, in deren Dienst er stand, hereinbrachen. Wie hätte sich ihm, dem Mann des Friedens und des Ausgleichs, die Last all der notwendig werdenden Kämpfe, Scheidungen und Entscheidungen

gen schwer auf die Seele gelegt! Gottes Wunderwalten nahm ihn vor dem allen still hinweg.

Die Gemeinde, der er so lange die Treue gehalten hat, hat den Tod ihres Seelsorgers folgendermaßen angezeigt:

Der Gott meines Vaters ist meine  
Hilfe gewesen. 2. Mose 18,4

Am gestrigen Sonntag, dem 21. Januar 1934,  
bald nach der Predigt, nahm der Herr  
den Hirten unserer Gemeinde  
Heidberg

## **Herrn Pfarrer Alfred Christlieb**

zu sich in Sein himmlisches Reich.

38 Jahre diente er mit selbstloser Treue und Aufopferung der Gemeinde und über deren Grenzen hinaus dem Volke Gottes hin und her als ein Lehrer von Gottes Gnaden, der viele zur Gerechtigkeit weisen durfte.

Mit Kraft und großer Freudigkeit predigte er wenige Stunden vor seinem Heimgang über:

*Dreierlei Glaubensstellung*  
(Apg. 23,5–10)

1. den Vernunftglauben der Sadduzäer,
2. die Rechtgläubigkeit der Pharisäer,
3. den lebendigen Herzensglauben des Paulus.

Betend gedachte er noch in diesem Gottesdienst an unser letztes Stündlein und flehte zum Herrn, daß doch das klare, lautere Evangelium der Gemeinde erhalten bleibe. Hatte Gott ihm wohl eine Ahnung von seinem Hinwegeilen gegeben? Bald nach dem Mittagessen, während weniger Augenblicke des Schlummers, führte ihn der Herr träumend durch des Todes Türen in die ewige Herrlichkeit.

Er diente uns, er bezeugte die Gnade. Sein Bild aber lebt weiter unter uns als eine Darstellung des Apostelwortes:

So zieht nun an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld; und vertrage einer den andern, und vergebet euch untereinander, so jemand Klage hat wider den

ändern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr.  
Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der  
Vollkommenheit!

Kolosser 3, 12-14

Die evangelische Gemeinde Heidberg

Namens des Presbyteriums:

Wilhelm Müller, Kirchmeister.

Heidberg (Post- und Bahnstation Wildbergerhütte),

den 22. Januar 1934.

Aus dem ganzen Oberbergischen, aus dem Siegerland und von mancherlei andern Orten kamen die vielen Trauergäste, die am Mittwoch, dem 24. Januar, dem Entschlafenen das letzte Geleit gaben. Aus vielen Zeugnissen klang heraus, welch ein Segen von Alfred Christlieb ausgegangen war und wie die Gemeinde Jesu für die Gabe Gottes, die ihr in diesem Mann, seiner Schriftauslegung und seinem Gebet in so langen Jahren gegeben war, viel zu danken hatte. Eine Ansprache sei hier wiedergegeben. Sie redet so fein von dem Geheimnis und der Frucht dieses nun vollendeten Lebens:

„Um diese Stunde, die wir in der Kirche zu Heidberg erleben, vereinen sich, soweit sie es rechtzeitig erfuhren, siebenhundert Pfarrer in allen Gauen mit uns im Geist zu Gebet und Dank und Gedächtnis. Drei Bibelworte leiten sie alle bei diesem Gedenken:

Offenbarung 22,4: ‚Sein Name wird an ihren Stirnen sein.‘

Hebräer 13,7: ‚Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben!‘

Daniel 12,3: ‚Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz.‘

Vielen Bünden und Vereinigungen hat Bruder Christlieb gedient: der Tersteegensruh-Konferenz in Essen und Mülheim, der Pastoren-Gemeinschaftskonferenz in Hohegrete – und Seelsorge an uns Seelsorgern war einer seiner zartesten Dienste. Er hatte den Vorsitz im Pastoren-Gebetsbund. Im Namen vieler deutscher Pastoren danke ich euch, ihr lieben Heidberger, daß ihr ihn freigabt für diesen Dienst. Wie oft ist er mit seinem Köfferchen hinausgegangen nach Nord und Süd, nach Ost und West! Es war etwas Besonderes an ihm, das ihn so sehr anziehend machte. Der Name Jesu glänzte an seiner Stirn. Er war ein Bergmann Gottes, der unablässig in den Schächten des Wortes Gottes grub. Was Gott ihm gab, das teilte er aus.

Schlicht und ungekünstelt brachte er das Wort Gottes. Und was er sagte, das kam immer aus dem Heiligtum. In seiner Nähe

wurde es uns leichter, an Gott zu glauben; denn er war ein Mensch, der an die Macht und Wahrheit des Wortes Gottes glaubte. Man empfand auch Beschämung. Ich bin oft mit ihm gereist und habe oft empfunden: Er hält dich für frommer, als du bist. Nun hat der Herr ihn eilend hinweggenommen, ihn, der uns die ausschließliche, einseitige Botschaft von der Gnade Gottes gesagt hat. Wir haben einen ‚Vater‘ verloren. Ihr, die ihr von ihm getauft, konfirmiert, getraut, ermahnt, getröstet wurdet, fühlt das noch viel mehr. Aber Jesus Christus bleibt in Ewigkeit bei uns, bei euch in Heidberg, bei euch im Siegerland, in der Hammerhütte usw. Der Herr hat ihn uns eine Weile entzogen, damit wir uns um so mehr an Christum selbst anklammern sollen. So laßt uns sein Ende anschauen, seinem Glauben nachfolgen und fest an dem Herrn bleiben, dankbar dafür, daß uns der Herr durch seinen Knecht so reich gesegnet hat!”

Der so sprach, war Pastor Karl Immer aus Barmen, der Schriftführer des Pastoren-Gebetsbundes. Er ist seit dem Jahre 1944 beim Herrn, nachdem er seine Kraft in dem großen Kampf um das rechte Bekenntnis der Kirche, der in Deutschland heraufzog, als Alfred Christlieb die Augen schloß, verzehrt hatte.

Es ist des Erwähnens wert, daß sich ganz nahe an Christliebs Heimgang das Sterben zweier seiner engsten Freunde anschloß. Schon am 22. Januar 1934, als gerade die Anzeigen vom Tode des Pastors von Heidberg ins Land hinausgingen, verschied Pfarrer Dr. Carl Eichhorn, dessen Andachtsbuch *Das Werk Gottes an der Seele* (Brunnen-Verlag, Gießen) klare und kernige Schriftauslegung ist. Und am Samstag darauf ging Pastor Hermann Krafft aus Barmen, der mit Alfred Christlieb zusammen so oft auf den westdeutschen Allianzkonferenzen gedient hatte, aus der kämpfenden in die triumphierende Gemeinde.

# Der Schatzgräber Gottes

Wir haben das Leben des Gottesmannes Alfred Christlieb an uns vorüberziehen lassen. Dabei haben wir aus mehr als einem Zeugnis gehört, wie dieser Mann vielen darum so lieb und zum Segen war, weil er ein einzigartiger tiefgründiger Erforscher und bevollmächtigter Verkündiger des Wortes Gottes gewesen ist. Was hat es für vielseitig interessierte und begabte Leute im Volke Gottes gegeben! Das eine schlichte, mit heiliger Einseitigkeit geübte Geschäft, mit dem Alfred Christlieb der Gemeinde Jesu diente, war dieses: er sagte ihr das Wort. Aber damit sagte er ihr das Beste und gab ihr das Größte, was sie zu ihrer rechten Erbauung, Mahnung, Tröstung und Zubereitung nötig hat. Pastor Modersohn schildert uns fein Christlieb als Schatzgräber Gottes:

„Das war der erste Eindruck, den er auf mich machte und der sich im Lauf der Jahre immer mehr verstärkte: ein Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt.

Er gebrauchte die Bibel nicht als das Buch, aus dem er seine Texte nahm, nein, er lebte im Wort. Er arbeitete besondere Partien des Wortes Gottes in einer Gründlichkeit durch, wie ich sie sonst nicht wieder gefunden habe. Auch der kleinste Zug entging ihm nicht. Immer wieder klopfte er an das Urgestein der Bibel, und eine Goldader nach der andern tat sich ihm auf. Stundenlang saß er betend über seiner Bibel, stundenlang überdachte er das Wort Gottes auf den Gängen durch die Gemeinde und zur Bahnstation. Und so fand er immer neue Herrlichkeiten im Worte Gottes.

Er hat nicht viel geschrieben. Aber was er geschrieben hat, das habe ich nicht gelesen, nein, gegessen habe ich es, mir zu eigen gemacht. Er hat mich erst recht gelehrt, wie man die Bibel lesen soll. Die meisten lesen sie viel zu schnell, und darum lesen sie über manche Schönheit und Wahrheit hinweg. Wenn man sich aber Zeit nimmt, ein Buch durchzuarbeiten, monatelang, jahrelang (wie Christlieb die Apostelgeschichte), dann entdeckt man erst, wie reich das Wort Gottes ist. Als ich sechs Jahre lang in den sonntäglichen Morgenandachten in Blankenburg das Leben des Apostels Paulus betrachtete, da bin ich erst innegeworden, was hier für eine Fundgrube vorhanden ist. Und diese Entdeckerfreude, die der Psalmist in den Worten ausspricht:

„Ich freue mich über dein Wort wie einer, der eine große Beute krieget“ – die verdanke ich Alfred Christlieb. Er hat mich die Bibel recht lesen gelehrt.

Und auch recht auszuschöpfen und darzubieten. Immer hatten seine Ansprachen drei Teile. Es waren die ‚drei Päckchen‘, wie er zu sagen pflegte. Es war nicht gekünstelt und gezwungen, was er in diesen drei Teilen bot; es war gewachsen, es war geschenkt in stillem, betendem Bibelstudium.

Darum setzten sich sofort alle Bleistifte und alle Füllfederhalter in Bewegung, wenn Alfred Christlieb anfang zu sprechen auf einer Konferenz. Man wußte: jetzt galt es etwas aufzunehmen, was sich der Mühe verlohnte. Hier empfing man eine Gabe aus dem Heiligtum.“

Ja, die Christliebschen „drei Päckchen“ waren berühmt. Es war der Weg, den Gott ihn führte, daß er immer in seinen Predigten und Ansprachen, oft auch in seiner schriftlichen Bibelarbeit für die „Gnadauer Bibelleseblätter“, das ihm erschlossene Zeugnis des Gotteswortes in dieser Dreiteilung darbot. In der Vorbereitung zu seiner Verkündigung war das immer ein großer Augenblick, der ihn fröhlich und dankbar machte, wenn er seine „drei Päckchen“ beisammen hatte. Einer aus seiner Gemeinde hat die Stunde nicht vergessen, wo er als Junge einmal hinter Pastor Christlieb und seinem Kirchmeister hertrabte und im Gespräch der beiden Männer den mit glücklicher Erleichterung ausgesprochenen Satz auffing: „Ich konnte lange nicht einschlafen. Es fehlte mir noch der dritte Punkt. Endlich kam Licht von oben.“

Ja, dieses Licht von oben! Es schien manchmal so hell, daß es Christlieb in Kürze Durchblick und Stoff für eine ganze Reihe Predigten gab. Hören wir, welche Funde ihm zuteil wurden: *„Ich war einmal so ausgetrocknet und kam mir ganz leer vor. Während ich über die Halde ging, kam mir der Gedanke: Ist es bei den Bergleuten nicht so, daß sie, um das Blei zu finden, erst viel Steine und Geröll wegschaffen müssen? Sollen wir Schatzgräber im göttlichen Wort es leichter haben? Ich kehrte in meine Studierstube zurück, schlug die Bibel auf und fand Stoff für sieben Predigten.“*

Beachten wir: auch er, der Mann, der so viel Licht hatte über das Wort Gottes, kam sich manchmal leer und dürr vor! Ja, manchmal hat er sich lange abmühen müssen über dem Graben und Schürfen. Davon hören wir noch einmal im Schlußkapitel.

Licht von oben! Es wurde dem Schriftforscher im stillen Heidelberg bisweilen in dunkler Nacht geschenkt. Wenn er nicht schlafen konnte, dann sann er über dem Worte Gottes nach. Notizblock und Bleistift lagen immer griffbereit auf dem Nachttisch. Jeder gewonnene Durchblick wurde gleich aufgeschrieben. Einmal hat Christlieb einem Freund von seinen Entdeckungen in der Bibel erzählt und ganz glücklich ausgerufen: „Ein Lichtgedanke aus Gottes Wort ist mir mehr wert als eine Million Mark Geld!“

Übrigens hat das „Licht von oben“ für Christlieb nie bedeutet, daß er seine Predigten nicht sorgsam ausarbeitete. Meist schrieb er jede in ein kleines blaues Heftchen. Davon standen viele auf seinen Bücherregalen; sie bargen kostbare Schätze.

Pastor Christlieb war bekannt als „Alttestamentler“. Gestalten wie Abraham, Samuel, Elia hatten es ihm angetan. Er sagte einmal: *„Etliche Brüder können irgendeine Zeile aus den Episteln vornehmen und eine Festpredigt darüber halten. Das liegt mir nicht. Ich muß Menschen und Handlungen vor mir sehen. Das nimmt dann Fleisch und Blut an vor meinen Augen. Ich kann mich hineinsinnen, und darüber kann ich dann reden.“* Und wenn er davon redete, dann merkten seine Hörer: Hier wird unsere Sache verhandelt, hier fällt Licht auf unsern Weg.

Ganz entlegene Stellen, Geschehnisse und Gestalten wurden dem im Alten Testament grabenden Alfred Christlieb bedeutsam. Wer weiß etwas mit „Horma“ anzufangen? Dieses geheimnisvolle Wort hing groß in gebrannten Buchstaben an der Wand von Pastor Christliebs Arbeitszimmer und erinnerte ihn täglich an eine ganz wichtige Mahnung des Wortes Gottes: „Bleibe in der Abhängigkeit vom Herrn, geh keine eigenen Wege! – Verbanne alles ungöttliche Wesen aus deinem Herzen und Leben!“ Daß in der Tat der biblische Ortsname Horma sehr eindrücklich mit diesen Dingen zusammenhängt, wolle man bitte nachlesen in 4. Mose 14,44–45 und 4. Mose 21,3.

Wer kann sich unter „Matthanja“ viel vorstellen? So heißt ein Mann der Bibel, aber wer kennt den schon? Alfred Christlieb kannte ihn gut und liebte ihn sehr und wollte das Amt auch haben, das von diesem Mann berichtet wird: „Der Levit Matthanja hatte das Dankamt mit seinen Brüdern“ (Neh. 12,8). „Matthanja war das Haupt, Dank anzuheben zum Gebet“ (Neh. 11,17).

Es läßt sich in Alfred Christliebs Leben der Zeitpunkt ermitteln, wo er zum erstenmal eine durchschlagende Predigt über



einen alttestamentlichen Text gehalten hat. Das war noch vor seiner Heidberger Zeit, als er als Kandidat der Theologie im Johanneum in Barmen Lehrer war. Sein Bruder Theodor Christlieb, mit dem er sein Leben lang in innigster Liebe und Geistesharmonie verbunden war, stand damals als Vikar in Denklingen, das noch keine selbständige Kirchengemeinde, sondern ein Teil der großen Muttergemeinde Waldbröl war. Der junge Vikar machte einen kräftigen und fröhlichen Rumor mit seiner klaren Predigt von Buße und Bekehrung. So etwas hatte man von dem alten Superintendenten, der zwar auf dem Gebiet der Volkserziehung und -fürsorge etwas leistete, mit seiner geruh-samen, liberalen Theologie aber keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken konnte, nie gehört. Es gab allerlei Freude bei den Gläubigen und viel Sturm bei den andern.

Als die Vikariatsgemeinde Denklingen zur selbständigen Kirchengemeinde erhoben werden sollte, wünschten die Gläubigen selbstverständlich Theodor Christlieb als ihren Pfarrer. Ebenso selbstverständlich stieß dieser Plan bei den Feinden des Evangeliums auf erbitterte Ablehnung. Christlieb verließ für einige Zeit die Gemeinde, da er als der älteste Sohn des gerade heimgegangenen Professors dessen Nachlaß ordnen sollte. Der Superintendent schickte jetzt allerlei ganz anders geartete Prediger zur Vertretung nach Denklingen, darunter einmal einen sehr wunderlichen Herrn, der ein übergetreter Katholik war. Der Mann brachte drei faustgroße Steine mit auf die Kanzel und erzählte kühnlich von ihnen, er habe sie kürzlich von einer Palästina-reise mitgebracht; sie stammten vom Hügel Golgatha, und Tropfen vom Blut Christi seien noch deutlich an ihnen zu sehen. Das war denn doch eine zu starke Zumutung an das Verkräftungsvermögen der Denklinger: eine Reihe Besucher erhoben sich und verließen protestierend das Gotteshaus.

Endlich kam Theodor Christlieb zurück. Doch der kluge, besonnene, ganz zu den Gläubigen gehörende Kirchmeister meinte, es wäre nicht gut, wenn er bei all der entstandenen Unruhe gleich am ersten Sonntag auf die Kanzel stiege. Sein Bruder Alfred wird für die Vertretung gewonnen. Was liest der nur für einen merkwürdigen Text vor? „Herr, mache den Ratschlag Ahitophels zur Narrheit!“ (2. Sam. 15, 31). Der Kirchmeister fängt an zu bangen: „Was soll das geben? Wenn das mal gut geht!“ Alfred Christlieb legt den Text in seinem Zusammenhang aus. Er spricht von der Not und verzweifelten Lage, in der sich David befand. Dann wird seine Predigt ein vollmächtiges Zeugnis dafür, wie Gott im-

mer Rat hat und in wunderbarer Weise Auswege schafft. Kein Wort von den bestehenden Schwierigkeiten in der Gemeinde Denklingen! Aber jeder merkt: hier ist Gottes Wort und Weisung für unsere Lage. In der Tat, die Predigt bedeutet die Wende im „Denklinger Kirchenkampf“. Die Feinde der Gläubigen schweigen. Theodor Christlieb wird gewählt.

## „Züge aus Elias Leben“

So heißt ein schmales, vergilbtes Heft, das vor mir liegt und in dem köstliche Betrachtungen des „Alttestamentlers“ Alfred Christlieb über diesen gewaltigen Propheten gesammelt sind. Daraus wollen wir einen Auszug hören:

### Elia läuft vor Ahab her

Und die Hand des Herrn kam über Elia, und er gürtete seine Lenden und lief vor Ahab hin, bis er kam gen Jesreel.

(1. Kön. 18,46)

*Um das Vorauslaufen des Propheten vor Ahab recht zu verstehen, müssen wir an eine morgenländische Sitte denken, die schon Samuel erwähnte, als er dem Volke Israel die Rechte eines Königs auseinandersetzte. Dort sagte Samuel: „Das wird des Königs Recht sein, der über euch herrschen wird: eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen und zu Reitern, und daß sie vor seinem Wagen herlaufen“ (1. Sam. 8,11). Aus dieser Stelle erkennen wir, daß Elia dem König Ahab einen damals üblichen Dienst erwies. Er übernahm die Stelle eines Trabanten oder Herolds, womit er Ahab eine besondere Ehre erwies. Dieser Dienst Elias dem Ahab gegenüber kann uns einen dreifachen Wink geben:*

1. *Er zeigt uns die rechte Stellung zur weltlichen Obrigkeit. Durch sein Vorauslaufen vor Ahab bezeugte Elia vor allem Volke: Ich will ein Diener meines Königs sein und mich unter ihn stellen. Dies ist um so beachtenswerter, weil Ahab zu den schlechtesten Königen in Israel gehörte (1. Kön. 16,29–33; 21,25–26). Elia dachte nicht: Weil ich jetzt auf dem Karmel als göttlicher Prophet beglaubigt worden bin, so kann ich mich über Ahab erheben. Dieser hat mir jetzt nichts mehr zu sagen. Vielmehr bewies er durch die Tat: Ich bin und bleibe sein geringer Diener. Die Demut hat ihm die richtige Stellung gegenüber seinem weltlichen Herrscher gegeben. In einer Zeit, wo so oft an der Autorität der staatlichen Obrigkeit gerüttelt wird, wo viele noch recht junge und unerfahrene Menschen sich über diese glauben hinwegsetzen zu dürfen, ist es doppelt heilsam, das demütige Verhalten eines wahren Gottesknechtes ihr gegenüber zu sehen (Röm. 13,1–7; Spr. 24,21.22).*

2. *Auch die rechte Stellung zu unsern persönlichen Gegnern können wir aus dem Vorauslaufen Elias vor Ahab lernen. Ahab*

war nicht nur König, sondern auch Widersacher Elias. Welch eine unfreundliche, ja geradezu gehässige Stellung Ahab gegen Elia einnahm, das sehen wir schon aus Ahabs Frage bei dem Empfang des Propheten nach der dreijährigen Trennung: „Bist du, der Israel verwirrt?“

Nun benimmt sich Elia gegen diesen Widersacher so, daß er es ihm wahrlich leicht macht, seine Feindschaft aufzugeben. Er ehrt ihn, hebt sein Ansehen vor dem Volke und sagt ihm mit der Tat gleichsam: Wenn du mich auch als einen Feind ansiehst und behandelst, so will ich dir doch beweisen, daß ich kein solcher bin.

Dies Vorauslaufen vor Ahabs Wagen war das Sammeln von feurigen Kohlen auf das Haupt eines Gegners (Spr. 25,22). Wenn die Steinkohlen selten und teuer sind, sprechen die Menschen oft von einer Kohlennot. Eine viel größere Kohlennot in der ganzen Christenheit ist oft der Mangel an diesen feurigen Kohlen, die mit Liebe den Feind zu bezwingen suchen. Elia vergalt Böses mit Gutem. Dies allein ist die rechte Stellung zu den Widersachern.

3. Eine Frage, die viele Christen bewegt, ist diese: Wie kann ich verirrtten Sündern göttliche Wahrheiten nahebringen (Jak. 5, 19-20; Ps. 51,15)? Auf diese Frage kann uns Elias Vorauslaufen vor Ahabs Wagen eine Antwort geben. Ahab war ein Sünder, der weit vom rechten Wege abgeirrt war. Elia hatte die Aufgabe, diesen Mann auf Gott zu weisen und ihm Gottes Wort zu sagen. Wie machte er das? Er sagte ihm einerseits die göttliche Wahrheit ohne jeden Abzug in ihrer ganzen Schärfe (1. Kön. 17,1; 18,18); aber andererseits ließ er ihn fühlen, daß er sich unter ihn stellte. Indem er freiwillig als sein Diener vor ihm herlief, sagte er ihm gleichsam: Die Sünde hasse ich zwar, aber den Sünder möchte ich gern durch Freundlichkeit gewinnen.

Das ist der rechte Weg, um dem Worte Eingang zu verschaffen. Wie manchmal schaden wir unserm eigenen Einfluß dadurch, daß wir den andern unsere Überlegenheit fühlen lassen! Die Folge ist, daß wir ihn ärgern, so daß er nun gar nichts mehr von uns annehmen will. Wenn wir uns aber als demütige Diener verhalten, dann werden wir manchen geneigt machen, auf uns zu hören. So ist auch Jesus ein geringer Diener geworden, als er sogar einem Judas die Füße wusch (Joh. 13,5).

Laßt uns denn in unserm Verhalten gegen die Obrigkeit, gegen persönliche Gegner und gegen alle, denen wir Gottes Wort nahebringen möchten, Elia nachfolgen, der vor dem Wagen Ahabs herlief!

Ist das nicht prachtvoll, was dieser Schriftforscher Alfred Christlieb aus der einfachen Bemerkung, daß Elia vor dem Wagen Ahabs herlief, herausholt? Er gibt uns übrigens aus demselben Vers auch noch die überzeugende Antwort auf die Frage: Woher bekam Elia die Kraft, Ahab vorauszulaufen?

*Bei köstlichen Vorbildern taucht immer die Frage auf: Wie bekommt man die Kraft, ihnen folgen zu können? Da ist es wichtig zu erfahren, aus welcher Kraftquelle Elia die Fähigkeit erhielt, einem Ahab gegenüber in der Liebe zu bleiben. Diese Kraftquelle lag in „der Hand es Herrn, die über ihn kam“.*

*Durch diesen Ausdruck zeigt die Schrift, daß ein von Gott stammender Trieb und eine von oben kommende Kraft Elia Macht gab, solchen Liebesdienst einem unwürdigen Ahab zu erweisen. Das ist Evangelium. In unserer Natur liegt nicht die Kraft, so zu handeln. Wir wollen keine Diener sein. Aber durch Jesu Geist kommt die göttliche Hand über uns, die uns nicht nur fähig macht, sondern sogar eine Freude daran gibt, unsere Natur in den Tod zu geben und die dienende Stellung einzunehmen, die unserer stolzen Adamsart so zuwider ist. Gottlob, daß diese Kraftquelle uns allen offensteht (2. Petr. 1,3; Kol. 3,12)!*

# „Ich bin unter Gott!“

Die letzte Probe der Arbeit Christliebs am Alten Testament nehmen wir aus der Josephsgeschichte:

*Das Wort des Joseph: „Ich bin unter Gott!“ (1. Mose 50,19) kann uns als Leuchte dienen. Laßt uns dasselbe nach drei Seiten hin ansehen!*

## I.

*So spricht ein Mann, der im Äußeren sehr emporgekommen ist. Es ist Joseph, der aus einem gefangenen Sklaven zum höchsten Regierungsbeamten in Ägypten emporgestiegen war. Er, der früher nichts hatte, besaß jetzt Ehre und Vermögen wie kaum irgendein anderer außer Pharao.*

*Solchen Wechsel kann nicht jeder innerlich vertragen. Viele, die sich früher zu Gott hielten, fingen an, ihm den Rücken zu kehren, als sie es in der Welt zu etwas brachten. Es ging mit ihnen äußerlich aufwärts und innerlich abwärts. Anders war es bei Joseph. Obwohl er in der Lage war, ganze Wagenladungen voll der herrlichsten Geschenke verteilen zu können (1. Mose 45,21), blieb er doch klein, demütig und von Gott abhängig.*

*In unserer Zeit sind auch manche Christen in äußerer Hinsicht emporgekommen. Freunde, laßt uns die innere Gefahr solchen Aufstiegs im Auge behalten! Wenn wir in dem Wichtigsten, in der Gemeinschaft mit Gott, rückwärtsgehen, so ist aller äußere Gewinn nur Trug und Wind. Wohl allen Gotteskindern, die trotz aller äußerer Verbesserung ihrer Lage sprechen: „Ich bin unter Gott!“*

## II.

*So spricht ein Mann, der eine Entscheidung zu treffen hat. Es handelte sich um die Frage, ob Josephs Brüder bestraft werden sollten oder nicht. Die Entscheidung darüber lag in Josephs Hand. Wie traf er sie? Mit dem Worte: „Ich bin unter Gott!“ Damit wollte er sagen: „Ich habe überhaupt keine Macht, nach meinem Sinn und Willen zu entscheiden, sondern muß mich nach Gottes Fingerzeigen und Winken richten.“ (Die wörtliche Übersetzung: „Bin ich denn an Gottes Statt?“ drückt fast ein gewisses Entsetzen aus vor dem Gedanken an ein selbständiges, eigenmächtiges Vorgehen, das nicht mit*

dem göttlichen Führen übereinstimmt.) Joseph wollte sagen: „Es steht nicht bei mir, irgend etwas zu tun, was im Widerspruch zu dem göttlichen Walten steht. Gott hat euer Tun zum Guten gewendet (Vers 20), also darf ich auch nicht darüber erzürnt sein.“

Dieses demütige Verzichten auf allen Eigenwillen, dieses sorgfältige Achten und Eingehen auf Gottes Willen und Fußspuren zeigt uns die richtige Herzensstellung bei allen Entscheidungen, die wir zu treffen haben. Die Stellung Josephs ist genau das Gegenteil von dem Hochmut und Eigenwillen unseres natürlichen alten Menschen, der an eigenmächtiger Selbstherrlichkeit seine Freude hat.

### III.

„Ich bin unter Gott!“ So spricht der Mann, der die empörendste Behandlung gegen seine eigene Person verzeihen sollte. Die Entscheidung, welche Joseph zu treffen hatte, mußte allerlei Erinnerungen in ihm wachrufen. Seine Brüder waren mit der erneuten Bitte um Vergebung an ihn herangetreten. Ihr Vater Jakob war gestorben. Nun fürchteten sie, daß Joseph vielleicht nur aus Rücksicht auf diesen verstorbenen Vater zu dessen Lebzeiten ihre Bosheit nicht weiter gestraft habe, jetzt aber die Bestrafung nachholen werde. Deshalb fallen sie vor ihm nieder mit der Bitte um Gnade. Tatsächlich hätte Joseph gerade jetzt, wo der Vater gestorben war, die beste Gelegenheit gehabt, sich an seinen Brüdern furchtbar zu rächen.

Aber er hatte seinen Brüdern nicht etwa nur um des Vaters willen verzeihen. Joseph hatte ihnen vergeben, weil er „unter Gott“ war. Deshalb ändert auch der Tod des Vaters gar nichts an seiner Stellung und seinem Verhalten zu den Brüdern. Joseph sah in all den vergangenen (für ihn selbst schweren) Ereignissen nicht die sündige Menschenhand, sondern die wunderbar treue, göttliche Vaterhand. Das befähigte ihn, auch die schändlichste Handlungsweise zu verzeihen.

Hier kommen wir an einen wichtigen Punkt im Christenleben. Mancher behauptet, die Stellung Josephs einzunehmen und unter Gott zu sein, aber er will gewissen Personen nicht restlos verzeihen, die sehr übel an ihm gehandelt haben. Aber das Wort „Ich bin unter Gott!“ schließt in seinem ganzen Zusammenhang die völlige Vergebung auch der schändlichsten Handlungen ein. Wer mit Joseph „unter Gott“ sein will, der beweise dies auch, indem er wie Joseph verzeiht und wohl tut denen, die sich an ihm versündigten.

# Eine einzigartige Paulus-Biographie

Im Neuen Testament ist es vor allen Dingen die Apostelgeschichte mit ihrem Kernstück, dem Leben und Wirken des Apostels Paulus, gewesen, die den Schriftforscher Alfred Christlieb zu jahrelangem betendem Forschen und Sinnen veranlaßt hat. Was er darüber seiner Gemeinde Heidberg in gründlichen Predigten darbot, ist nach seinem Tode von einem seiner Freunde gesammelt und im Druck herausgegeben worden. Er war gerade bei Apostelgeschichte 23, als ihn sein Herr heimrief; so mußte das Paulusbuch leider ein Bruchstück bleiben. Aber was wir haben, ist so reich und schön, ein solch köstliches Mosaik, aus Hunderten von Einzelzügen liebe- und lebensvoll zusammengesetzt, daß es keine Übertreibung ist, wenn Pastor Karl Stegemann, der Herausgeber, urteilt: „Ein Lebensbild, wie die Literatur über den Apostel Paulus kaum ein gleiches aufzuweisen hat.“

Das Urteil gilt für die Gesamtschau. Als Einzelbeweis greift Karl Stegemann in seinem einleitenden Wort zu dem Paulusbuch die Auslegung der Rede des Paulus in Athen (Apg. 17) heraus. Für viele ist dieses Kapitel ein trockener Abschnitt. Und für Alfred Christlieb? Er beobachtet Paulus während seiner „Wartezeit“ in Athen und sieht, wie er sie ausnutzt zum Bau des Reiches Gottes. Er liest mit ihm die Aufschrift auf dem Altar und redet von einem „heiligen Ergrimmen“ einerseits und „sündlichem Zorn“ andererseits. Er erschaut in Athen „drei Zuhörerkreise“, unterscheidet „drei Bildungsstufen“, erkennt „drei Hindernisse für das Evangelium in Athen“ und „drei Hilfsmittel zu fruchtbarer Wortverkündigung“.

Der Altar des unbekanntes Gottes spricht zu ihm von einem „dreifachen Geständnis der Athener“, und die Predigt des Paulus antwortet auf „drei Fragen der Athener“. Bei der Forderung, Buße zu tun, erlauscht er, wie Paulus „Schlangenklugheit und Taubeneinfalt“ verbindet und wie er den Athenern „Licht gibt über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“. Unter dem Anhören der Predigt des Paulus bilden sich „drei Gruppen von Hörern“. Wahrlich, das nennt man Forschen in der Schrift und Dienst am Wort.

Wir wollen einige Auszüge aus Christliebs Paulus-Forschung kennenlernen:



## Die Unterhaltung der Apostel auf der Reise nach Jerusalem

### I. Die Weisheit der Apostel in der Vermeidung falscher Unterhaltung (Apg. 15,3).

*Ein Beispiel von gesegneter Reiseunterhaltung ist das Gespräch von Paulus und Barnabas auf dem Wege nach Jerusalem. Man hätte menschlicherweise erwarten können, sie würden unterwegs bei den Brüdern in erster Linie von der traurigen Veranlassung und dem Zweck ihrer Reise sprechen, nämlich von dem Lehrstreit, der augenblicklich in Antiochien herrschte. Aber dieses Thema ließen sie zurücktreten. Wenn wir auch nicht aus unserm Vers den sicheren Schluß ziehen dürfen, daß niemals auf der Reise der Lehrstreit erwähnt worden sei, so geht doch dies eine sicher daraus hervor, daß dieser Streit nicht den Hauptgegenstand ihrer Gespräche bildete. Nicht von den traurigen Zuständen der Uneinigkeit oder von der Unklarheit derjenigen, die ihre Lehre blindlings als biblisch annahmen, flossen die Lippen der Apostel über. Von etwas anderm redeten sie.*

*Welch eine Weisheit lag doch darin, daß sie die unangenehmen Vorgänge der letzten Zeit nicht in den Vordergrund ihrer Gespräche stellten, sondern zurücktreten ließen! Laßt uns daraus lernen, daß wir besonders in Zeiten, wo Zwietracht und Zank die Gemüter erregen und erhitzen wollen, unser Herz und unsere Zunge zähmen, damit nichts von uns gesprochen werde, was schädliches Feuer weiterträgt und befördert!*

### II. Die richtige Unterhaltung

*Statt von der Verirrung und dem Lehrstreit in Antiochien zu sprechen, redeten die Apostel auf ihrer Reise von einem lieblichen Thema: von der Bekehrung der Heiden. Sie griffen also in ihren Gesprächen auf das zurück, was vor dem Lehrstreit vorgekommen war: auf die köstlichen Erlebnisse von Erweckungen und Bekehrungen während der ersten Missionsreise.*

*Dies herrliche Gesprächsthema läßt uns einen Blick in das Herz der Apostel tun; denn wovon ihr Herz voll war, davon ging ihr Mund über. Wenn das Herz des Paulus und Barnabas nur von dem augenblicklichen Lehrstreit zu Antiochien voll gewesen wäre, wenn sie durch diesen Streit in Parteilidenschaft geraten wären, so wäre ihre Unterhaltung gewiß meist in Klagen ausgeklungen über die gesetzlichen Brüder, welche die vorher so schöne Arbeit in Antiochien gestört hatten. Aber die Gespräche der Apostel zeigen uns, daß ihr*

*Herz vom Geist des Streitens und Zankens frei geblieben ist, daß ihr innerster Herzensgrund weniger von den Störungen der letzten Zeit als vielmehr von der Freude an den großen Fortschritten des Reiches Gottes erfüllt ist.*

### III. Die Segenswirkungen der richtigen Unterhaltung

*Wie traurig ist doch die Folge von unrichtigen Gesprächen! Die zehn verzagten Kundschafter nahmen mit ihren Worten dem ganzen Volk Israel den Mut (4. Mose 13,27–14,4).*

*Ganz umgekehrt war die Wirkung, welche die herrlichen Reisegespräche der Apostel hervorriefen. Worin bestand sie? Darin, daß „allen Brüdern große Freude“ gemacht wurde. Hätten die Apostel überall nur Klagelieder über die Störenfriede angestimmt, so hätten sie mit ihrem Mißmut auch in andern Brüdern Mißmut wachgerufen. So aber haben sie mit der guten Reiseunterhaltung andere innerlich gehoben und gestärkt. Sie durften Erquickungen zurücklassen bei allen Brüdern, die sie besuchten.*

*Welch ein köstliches Ding ist es doch um eine solche Unterhaltung, durch die man andere Menschen im tiefsten Herzensgrunde reicher und glücklicher macht! Wie arm sind die leeren Gespräche in der Welt! Wie lieblich hingegen die der Apostel!*

### **Heiliges Ergrimmen – sündlicher Zorn** (Apg. 17,16.17)

Erstes Kennzeichen: Das heilige Ergrimmen eifert nicht für das eigene, sondern für Gottes Interesse.

*So verhielt es sich mit dem Ergrimmen des Paulus in Athen. Wenn in seinem Herzen grimmige Gefühle aufgestiegen wären im Rückblick auf die neidischen Gegner, die ihn in Beröa vertrieben hatten, so wäre dies kein heiliger Zorn, sondern eine Anwendung von Rachsucht gewesen. Oder wenn ihn der Unmut darüber erfaßt hätte, daß die sehnlichst erwartete Ankunft von Silas und Timotheus sich so lange verzögerte, so hätte dieses Gefühl in der menschlichen Ungeduld seinen Grund gehabt. Oder wenn er einige Tage später darüber erregt worden wäre, daß man ihn auf offenem Marktplatz in Gegenwart anderer Leute einen Lotterbuben nannte, so wäre dies eher gekränkte Eigenliebe als göttlicher Zorn gewesen.*

*Aber Paulus ergrimmt weder über alte noch über neue Kränkungen, auch nicht über Geduldsproben, sondern über die große*

*Zahl der Götzenaltäre, welche Gottes Ehre schädigten. Das war heiliger Grimm.*

*Wenn heute bei uns einer darüber ergrimmt, daß der Nachbar über seinen Acker fährt oder ein anderer über ihn Böses plaudert u. dgl., so können wir gewiß sein, daß dies solcher Zorn ist, von dem das Apostelwort gilt: „Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn sei ferne von euch!“ (Eph. 4,31). Wenn aber ein bewährter Christ darüber entrüstet ist, daß von einflußreichen Personen unserm Heiland die Krone geraubt wird, die ihm gebührt, so ist solches Ergrimmen ganz anders zu bewerten. Wollen wir Nachfolger dessen sein, der in heiligem Grimm den Tempel reinigte, so laßt uns sorgfältig darauf achthaben, daß auch „der Eifer um sein Haus“ und nicht der um unser eigenes uns „fresse“ und fortreiße!*

Zweites Kennzeichen: Das heilige Ergrimmen ist nicht mit Haß, sondern mit erbarmender Liebe verbunden.

*Das Beispiel von dem Ergrimmen des Mose (2. Mose 32,7–29) bei dem Goldenen Kalb kann uns dies besonders deutlich zeigen. Wollen wir diesen Grimm des Mose recht verstehen und ist es uns darum zu tun, daß unser Ergrimmen über alle heutige Abgötterei so rein und heilig sei wie das seinige, so dürfen wir einen Zug in der Geschichte nicht vergessen: Bevor Mose im Grimm das Goldene Kalb zu Pulver zermalmte, hat er vorher auf einsamer Bergeshöhe zu Gott um Erbarmen für die verirrtten Tänzer gefleht.*

*Mancher Grimm würde wohl anders aussehen oder gänzlich erlöschen, wenn solche Fürbitte einer Zornesäußerung vorausginge. Mose trat wohl zornig auf gegen die leichtfertigen Übertreter des göttlichen Gesetzes, aber sein innerster Herzensgrund war mit erbarmender Liebe zu diesem verirrtten Volk erfüllt, wie auch die nachfolgende Fürbitte (2. Mose 32,32) so herrlich zeigt. Er haßte den Frevel, aber er suchte das Beste der Frevler.*

*So handelt der heilige Grimm. Er stammt von dem, der die Liebe ist, und verleugnet diesen Ursprung nicht, wenn er echt ist. Auch Paulus hegte bei seinem Ergrimmen in Athen keinerlei Haß im Herzen, wie sein treues Bemühen um das Heil der Athener zur Genüge beweist.*

Drittes Kennzeichen: Das heilige Ergrimmen raubt nie die ruhige Überlegung, sondern treibt zu weisem und besonnenem Handeln.

*Der falsche, sündige Zorn macht die Menschen blind und unweise (Spr. 29,22). Wie viele Fehler werden gemacht durch übereiltes Ergrimmen im Gebiet der Erziehung, der Seelsorge, des Strafens bei der Wortverkündigung und anderswo!*

*Wie weise und besonnen handelt dagegen der in heiligen Ingrimm geratene Paulus zu Athen! Wäre sein Grimm ein fleischlicher gewesen, so hätte er vielleicht einige Götzenaltäre jener Stadt beschädigt oder zerstört. Aber wie er später in Ephesus „kein Lästere der Göttin Diana“ war (Apg. 19,37), so vermied er auch hier eine derartige Kampfesart gegen das Heidentum. Der Ingrimm des Heiligen Geistes gab ihm die beste Waffe der klaren, besonnenen und entschiedenen Wortverkündigung in die Hand und auf die Lippen.*

### **Die Höflichkeit des Paulus** (Apg. 21,33–40)

*Des Paulus Wort an den Hauptmann: „Darf ich mit dir reden?“ ist ein schönes Beispiel von Anstand und Höflichkeit. Mancher mag denken, daß eine Belehrung über Höflichkeit mit dem einen, was not ist, nichts zu tun habe. Das ist ein Irrtum. Laßt uns die Höflichkeit des Paulus näher anschauen und sehen, unter welchen Umständen sie sich zeigte, wie sie sich äußerte und welche Folgen sie für die Sache Jesu hatte!*

#### **I. Wo sich die Höflichkeit des Paulus zeigte**

*Sie zeigte sich zu einer Stunde, als alle Leute um ihn her besonders unhöflich, ja geradezu roh waren. Die durch die Juden aus Asien verhetzte Menge war über Paulus hergefallen. Man hatte ihn mit den ungerechtesten Vorwürfen überhäuft (Apg. 21,28), ihn mißhandelt und geschlagen. Der Hauptmann hatte ihm, als ob er ein Verbrecher wäre, Handschellen angelegt. In solcher Stunde bewies Paulus Höflichkeit.*

*Mancher ist bereit, höflich zu sein, wenn andere um ihn her sich anständig benehmen. Wenn man sich aber frech und ungerecht gegen ihn verhält, hört oft alle Höflichkeit auf. So macht es der natürliche Mensch. Aber in solcher Stunde und Lage, wie sie hier bei Paulus vorlag, Anstand und Höflichkeit zu beweisen, braucht Gnade von Gott. Wohl allen, die sie sich schenken lassen!*

## II. Wie die Höflichkeit des Paulus sich äußerte

*Das Benehmen des Apostels ist dem Verhalten seiner Umgebung direkt entgegengesetzt. Schon im Ton der Stimmen sehen wir den Unterschied: Die Leute riefen (Vers 34) und schrien (Vers 27.31.36). „Paulus sprach zu dem Hauptmann.“ Die Gegner konnten nicht warten, bis sie an die Reihe kamen zu reden. Einer fiel dem andern ins Wort und fiel dazwischen (Apg. 21,34). Paulus dagegen wartete, bis er reden durfte. Die andern fragten nicht erst um Erlaubnis, ob sie etwas sagen sollten, sondern taten dies ohne weiteres. Paulus bat bescheiden und demütig, ob es gestattet sei, ein Wort zu sagen.*

*An diesen Unterschieden beobachten wir die Art der echten Höflichkeit. Sie ist bescheiden, wartet still, bis sie an die Reihe kommt, will nicht mit Frechheit und Gewalt ihr Recht durchsetzen, sondern tritt demütig zurück, bis sie hervortreten darf. Diese Höflichkeit hatte Paulus nicht von Menschen, sondern in der Schule des Geistes Gottes gelernt. Dort wollen wir sie auch suchen.*

## III. Welche Folgen die Höflichkeit des Paulus hatte

*Das höfliche und anständige Benehmen des Paulus machte auf den Kommandanten einen solchen Eindruck, daß er ihm die Genehmigung zu einer öffentlichen Ansprache erteilte. So konnte der Apostel vor der großen Volksmenge ein Zeugnis von Jesus ablegen und die Geschichte seiner Bekehrung erzählen. Seine Höflichkeit machte also Bahn für das Wort Gottes.*

*Es hat oft Fälle gegeben – und wir wollen uns willig unter solche Tatsachen beugen –, wo unhöfliches, taktloses Benehmen dem Worte Gottes Hindernisse bereitet und Türen zugeschlossen hat, die sonst hätten offen sein können. Durch des Paulus Höflichkeit wurde hier eine Tür geöffnet. Auch heute noch kann anständiges, höfliches Benehmen – besonders der Welt und den Feinden gegenüber – für das Reich Gottes und die Sache Jesu von großer Bedeutung werden und dem Worte Gottes Eingang verschaffen.*

## Drei scheinbare Gegensätze in des Paulus Abschiedsrede in Milet

### I. Paulus sieht dunkel und doch hell in die Zukunft (Apg. 20,22–25. 29–32)

*Für sich selbst erwartet der Apostel „Bande und Trübsale in Jerusalem“ (Vers 23). Für die Gemeinde sieht er ebenfalls allerlei Nöte und Schwierigkeiten voraus. „Greuliche Wölfe“, falsche Lehren sieht er kommen (Vers 29.30). Er schaut die Verirrungen, in die führende, gläubige Männer hineingeraten werden, klar voraus. Er weiß, daß Zerstreungen entstehen werden, indem mancher ein Parteihaupt sein und die Jünger an sich ziehen will, statt sie zum Herrn zu weisen. Welch ein trübes Zukunftsbild! Man könnte den Apostel fast einen Schwarzseher nennen.*

*Und doch gibt es keinen, der so hell, freudig und getrost in die Zukunft hineinblickt wie dieser „Schwarzseher“ Paulus. Wie fröhlich blickt er auf den vor ihm liegenden Leidensweg, als ob es zu einer Hochzeitsfreude ginge! „Mit Freuden“ will er seinen Lauf vollenden (Vers 24). Er schaut weit hinaus bis zu dem Erbteil, das einst alle Geheiligten empfangen werden (Vers 32).*

*Wie sind doch wahre Gotteskinder vor der Welt gar sonderbare Leute! Auf der einen Seite sind sie so ernst und schauen schwere Wetterwolken, von denen andere in ihrer Leichtfertigkeit nichts wissen wollen. Auf der andern Seite sind sie die getrostesten, fröhlichsten Leute der Erde. „Sie stehen im Leiden und bleiben in Freuden.“ Sie sind traurig, aber allezeit fröhlich (2. Kor. 6,10).*

### II. Paulus ist vielseitig und doch einseitig in seiner Wortverkündigung (Apg. 20,20.21.24b.27)

*Im Rückblick auf seine Wortverkündigung darf Paulus auf der einen Seite auf eine große Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit in der Darbietung des Wortes hinweisen: „Ich habe nichts verhalten, das da nützlich ist“ (Vers 20). „Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte all den Rat Gottes“ (Vers 27). Wie vielseitig muß des Paulus Predigt nach diesen Ausdrücken gewesen sein! Er war kein Steckenpferdreiter. Er brachte nicht immer dieselben Gedankengänge.*

*Und doch war dieser vielseitigste Prediger aller Zeiten auch der einseitigste; denn er faßte allen Inhalt seiner Verkündigung in dem Wort zusammen: „Ich habe Buße zu Gott und Glauben an*

*unsern Herrn Jesum bezeugt" (Vers 21). Seine ganze Aufgabe erkannte er darin, das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen (Vers 24).*

### III. Paulus macht die Zukunft ganz von Gottes Macht und Wirken und doch von menschlicher Arbeit und Treue abhängig (Apg. 20,18-21. 31-36)

*Im Blick auf die Zukunft und den Fortgang des göttlichen Werkes setzt Paulus sein ganzes Vertrauen auf den Herrn und erwartet alles von ihm, nicht von Menschen. Er übergibt die Vertreter der Gemeinde „Gott und dem Wort seiner Gnade" (Vers 32). Er weiß, daß der Herr allein „mächtig ist zu erbauen" (Vers 32). Offenbar war Paulus von dem Bewußtsein durchdrungen, daß der Herr selbst alles machen müsse, damit seine Gemeinde in dieser Stadt wachse und zunehme.*

*Und doch sehen wir denselben Apostel Tag und Nacht wirken, als ob alles nur von seiner Arbeit und Treue abhinge. Wir hören, wie er die Ältesten zu gleichem Eifer ermutigt. Ist das nicht ein Widerspruch? Wie vereinigt sich beides?*

*Ein Beispiel aus Hiskias Leben kann uns diesen scheinbaren Gegensatz erklären: Dieser fromme König arbeitete einst eifrig mit den Priestern des Tempels an der Wiederherstellung des rechten Gottesdienstes in Jerusalem. Als nach treuer Arbeit und emsigem Schaffen das Werk glücklich vollendet war, „freute sich Hiskia samt allem Volk dessen, das Gott dem Volk bereitet hatte" (2. Chron. 29,36). Obwohl Hiskia eifrig gewirkt hatte, schrieb er doch das vollendete Werk nicht sich selbst und der treuen Menschenarbeit zu, sondern sah es als eine Gabe des Herrn an.*

*Diese Stellung Hiskias ist auch des Paulus Stellung. Laßt uns beides verbinden! Laßt uns fleißig schaffen an der von Gott uns befohlenen Aufgabe! Aber niemals laßt uns im Blick auf geleistete oder zu leistende Arbeit sagen: Ich bin es, der es schafft (5. Mose 8, 17)! Aus dem rechten Glauben fließt die Treue, welche eifrig wirkt, und die Demut, die Gott allein alles zuschreibt.*

### **Mnason und Tretabern**

Wie liebevoll wendet sich Alfred Christlieb in seiner Erforschung und Darstellung des Lebens des Apostels Paulus gerade den kleinen Zügen und Ereignissen zu! Wie kommt da sonst Übersehe-

nes zum Leuchten! Wer hat denn schon in einem andern Paulusbuch eine so feine Betrachtung über die Höflichkeit des Apostels gefunden, wie sie vorhin wiedergegeben worden ist? Jetzt greifen wir noch zwei Namen auf, die wirklich nicht zu den bekanntesten in der Apostelgeschichte gehören. Der eine gehört einem Mann, Mnason, der andere bezeichnet einen Ort: Tretabern. Beide waren Alfred Christlieb sehr lieb. Was er von beiden zu sagen hat, zeigt ihn noch einmal so schön in seiner Freude an den Jüngern Jesu, als „Bruder unter Brüdern“.

Was weiß er uns von Mnason zu berichten?

*Nach Apostelgeschichte 21,16 war Paulus auf dem Wege nach Jerusalem mit seiner Begleitung bei einem aus Zypern stammenden Christen namens Mnason zur Herberge. Die Heilige Schrift hat uns den Namen dieses Mannes aufbewahrt.*

*1. Wenn er auch kein Apostel war wie Paulus, kein Evangelist wie Philippus, kein Prophet wie Agabus, so war er doch ein „Jünger“. Schon dieser Titel gilt im Licht der Ewigkeit mehr als alle Ehrentitel der Welt.*

*2. Er wird weiter „ein alter Jünger“ genannt, d. h. ein Christ, der schon lange auf dem Lebenswege war, also kein Anfänger, sondern ein solcher, der trotz aller Verfolgungstürme und mancherlei Erfahrungen sich nicht von dem schmalen Wege hatte abbringen lassen. Wie wertvoll sind überall in der Christenheit diese „alten Jünger“! Wie können sie mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen den jüngeren Christen dienen!*

*3. Auch muß Mnason als ein gastfreier Jünger bekannt gewesen sein, sonst würden die Brüder aus Cäsarea, die Paulus führten, den Apostel nicht in dies Haus gebracht haben.*

*Gesegnet sei der Mann, der zum verachteten Jüngerkreis gehört, auf dem Lebensweg bleibt und Gotteskinder gern beherbergt! Sein Name ist wert, in Ehren gehalten zu werden.*

Und warum hat es der Ortsname Tretabern Alfred Christlieb angetan? Weil nach Tretabern die Brüder aus Rom dem gefangenen Paulus entgezogen und die Begegnung mit ihnen für den Apostel eine solche Erquickung war. Apostelgeschichte 28,15 berichtet: „Da die Paulus sah, dankte er Gott und gewann eine Zuversicht.“ Im Blick auf Tretabern rief Christlieb glücklich aus: „Welch ein Segen und eine Erquickung ist doch Gemeinschaft mit wahren Gliedern Jesu! Solche Freuden kennt die Welt nicht.“ „Tretabern-Freuden“ – er, der „Bruder unter Brüdern“, kannte sie reichlich.



## Noch einmal: Alfred Christlieb, der Beter

Wieso heißt die Überschrift dieses Schlußkapitels: „Noch einmal: Alfred Christlieb, der Beter“? Wann hat denn ein vorhergehender Abschnitt davon gehandelt? Nein, nicht ein bestimmtes Kapitel unseres Büchleins war diesem innerlichsten und zartesten Thema, das es im Leben eines Christenmenschen geben kann, gewidmet. Aber wer dem Leben Christliebs wirklich verständnisvoll gefolgt ist, der ist ja auf Schritt und Tritt einem Mann begegnet, dessen liebstes Geschäft das Beten war und dessen geheimnisvolle Vollmacht und Anziehungskraft darin den tiefsten Grund hatte, daß er viel mit Gott allein war. Nie hätten seine Schriftzeugnisse eine solche Tiefe und Klarheit gewonnen, wenn sie nicht die Antwort Gottes auf langes, treues, betendes Forschen und Graben im Wort gewesen wären.

Alfred Christlieb hat bei seinem Schriftstudium gewiß nicht verachtet, was andern an Erkenntnis des Wortes geschenkt worden war. Ein Besucher sah einmal Kommentare auf seinem Schreibtisch liegen und fragte etwas erstaunt: „Herr Pastor, lesen Sie denn auch noch Kommentare?“ Die Antwort lautete: „O ja, ich lese gern, was andere Brüder über einen Text sagen.“ Aber das Beste gaben ihm nicht die Kommentare, das Beste schenkte Gott dem still über der Bibel sinnenden Beter.

Manchmal taten sich ganze Goldadern vor Alfred Christlieb auf. Es kam aber auch vor, daß er lange beten, rufen und warten mußte, bis Gott ihm das Wort aufschloß. Es ist vorgekommen, daß er auf dem Gang vom Pfarrhaus zur Kanzel noch nicht den klaren Durchblick durch den Text hatte. Dann ließ er nicht nach mit Seufzen und Flehen, und seine Erfahrung war immer wieder: „Ehe ich auf die Kanzel kam, bescherte mir Gott alles, was ich brauchte.“ Aus dieser Erfahrung heraus ermunterte er die, die in eine ähnliche Lage kommen konnten: „Wenn dir der Text verschlossen bleibt, dann halte an mit Rufen und Schreien bis zum letzten Augenblick! Du wirst erleben, daß Gott dich nicht im Stich läßt.“

Es werden nicht viele Menschen gewesen sein, die zu Christlieb kamen und die von ihm gingen, ohne daß er mit ihnen gebetet hätte. Vielen seiner Freunde sind die stillen Wege mit ihm über die Halde und durch den Wald in der Nähe des Pfarrhauses unvergeßlich geblieben. Mitten in der Unterhaltung brach er

manchmal ab und schlug vor: „Wir wollen zusammen beten.“ Und gleich war er im innigen und vertrauten Gespräch mit dem Herrn, daß man meinen konnte, er spräche mit jemandem, der ihm jetzt gerade zur Seite ging. Es konnte vorkommen, daß unter Brüdern über Dinge gesprochen wurde, die nicht zum eigentlichen Kreis seines Interesses und Verstehens gehörten. Und doch, wenn er sagte: „Wir wollen die Angelegenheit, die uns gerade beschäftigt, vor den Herrn bringen“, dann merkte man, wie innerlich beteiligt er an allem war und wie er mit seinem Vorschlag die oft erregenden und schwer zu lösenden Dinge ins rechte Licht, an den rechten Ort rückte.

Wie konnte sich Christlieb in die Anliegen und Nöte eines einzelnen Menschen hineinbeten! Wochenlang brachte er sie vor Gott, so daß es ein rechtes Ringen mit und für den Betroffenen wurde und er schließlich an der Stelle des Leidenden und Umbeteten selber stand. Solche wahrhaft priesterliche Fürbitte tat einen ähnlichen Dienst wie der Samariter, der den Verwundeten und unter die Räuber Gefallenen zur Herberge geleitete.

Die Bibelstellen, die vom Gebet handeln, kannte und liebte Alfred Christlieb ganz besonders. Er erinnerte aufgrund von Apostelgeschichte 3,1 an die Wichtigkeit der „neunten Stunde“. Vielen hat er die paulinische Mahnung ins Herz eingebrannt: „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte, Danksagung“ (1. Tim. 2,1). Große Freude hatte er an 1. Samuel 23, an dem Beter David, von dem in diesem Kapitel einige Male berichtet wird, daß er den Herrn fragte. Das wollte Alfred Christlieb auch von Herzen: den Herrn in allen Stücken und auf allen Wegen fragen, damit er nur das täte, was seinem heiligen Willen gemäß war.

Einen andern von David in bedrängter Lage handelnden Vers las der Beter Alfred Christlieb auch so gern: „David stärkte sich in dem Herrn, seinem Gott“ (1. Sam. 30,6). Wie Asaph wollte er es halten mit allen Nöten, Rätseln und Schwierigkeiten, die die Gläubigen bedrängen können: „Es war mir zu schwer, bis daß ich ging ins Heiligtum Gottes“ (Psalm 73,17). Ganz besonders aber hatte es ihm der König Hiskia angetan, den ein böser Drohbrief des Königs Sanherib einzuschüchtern versuchte. Der Mann tat das einzig Richtige: „Er ging hinauf zum Hause des Herrn und breitete den Brief aus vor dem Herrn“ (2. Kön. 19,14). Aus diesem Ausbreiten des Briefes vor dem Herrn hörte Alfred Christlieb für sich und alle Beter die Mahnung her-

aus: „Nimm dir Zeit zum Gebet! Tu deine Sachen nicht so kurz ab vor Gott; breite sie aus vor ihm!“

Mose auf der Spitze des Berges – für Israels Sieg betend – das war ein Bild, an dem sich Christlieb nicht sattsehen konnte: „Wenn Mose die Hand emporhielt, dann siegte Israel; wenn er aber seine Hand niederließ, siegte Amalek“ (2. Mose 17,11).

Nun gibt es aber Augenblicke, in denen das „Ausbreiten vor Gott“ nicht möglich ist. Da kommt es ganz kurzfristig auf die rechte Entscheidung, auf das treffende Wort an. Für solche kritischen, entscheidungsvollen Augenblicke machte Alfred Christlieb aus der Schrift Mut mit dem Beispiel Nehemias, dem sein König die Frage stellt: „Was forderst du denn?“, und der nur rasch einen Stoßseufzer nach oben senden kann, ehe er mit der Antwort herauskommt: „Da betete ich zu dem Gott des Himmels und sprach zum König . . .“

Gestalten der Bibel, die nur flüchtig erwähnt werden und von deren Existenz der Durchschnitts-Bibelleser kaum weiß, wurden Alfred Christlieb lieb und vertraut, weil sie Beter waren und das wichtigste Geschäft trieben, das ein Mensch auf Erden treiben kann. In den Geschlechtsregistern des 1. Buches der Chronik blieb sein Auge auf Jaebez haften: „Jaebez aber war herrlicher denn seine Brüder; und seine Mutter hieß ihn Jaebez; denn sie sprach: Ich habe ihn mit Kummer geboren. Und Jaebez rief den Gott Israels an und sprach: Ach, daß du mich segnetest und meine Grenzen mehrtest und deine Hand mit mir wäre und schafftest mit dem Übel, daß mich's nicht bekümmere! Und Gott ließ kommen, was er bat“ (1. Chron. 4,9.10).

Von diesem Jaebez sagt Christlieb:

*Unter den vielen Namen, die in den Geschlechtsregistern an uns vorbeiziehen, wird eine Person uns näher bekannt gemacht. Das ist Jaebez. Weshalb dieser gerade? Weil er ein Mensch war, der mit Gott im Umgang stand. Unter den Scharen von Menschen, deren Namen in diesen Kapiteln genannt werden, waren gewiß auch manche, die Tüchtiges geleistet haben. Über sie geht die Geschichte des Gottesreiches hinweg, ohne etwas von ihren Leistungen zu erwähnen. Aber bei einem Beter bleibt sie stehen. Das ist im Licht der Ewigkeit wichtig.*

*Wenn der Herr auf einen Ort blickt, in dem viele Menschen schaffen und wirken, so ist ihm das stille Zimmer, in dem ein wahrer Beter weilt, wichtiger als hundert Paläste.*

Ein anderer Mann der Bibel, dem Christlieb so gut war, ist – wir hörten davon schon – Matthanja. Von ihm steht in der

Bibel der herrliche Satz: „Matthanja hatte das Dankamt“ (Neh. 12, 8). Ein Freund von Alfred Christlieb schreibt: „Wie hat dieses Wort ihn erfreut! Pfl egte er schon, wo er zu Gast war, jeder Hausgehilfin gar herzlich für den kleinsten Dienst zu danken, wie sehr war es ihm erst ein Herzensbedürfnis, den Geber aller guten Gaben, der selbst den eingeborenen Sohn nicht verschont, sondern für uns alle dahingegeben hat, zu loben und zu preisen! Bruder ‚Lobedank‘ ist er darob genannt worden.“

Der dankende Beter Christlieb hat in 2. Chronik 20,26 einen der schönsten Ortsnamen der Heiligen Schrift entdeckt: „Am vierten Tage aber kamen sie zusammen im Lobetal; denn daselbst lobten sie den Herrn. Daher heißt die Stätte Lobetal bis auf diesen Tag.“ Er hat die in diesem Kapitel berichtete Geschichte von Josaphats Kampf und Sieg gegen seine mächtigen Feinde durchforscht und gefunden, welch ein Engpaß von Not und Gefahr erst überwunden werden mußte, ehe der Weg ins Lobetal führte. Dieser schaurige Engpaß konnte aber überwunden werden, weil da dieser Beter Josaphat vor dem Herrn stand: „Herr, in uns ist nicht Kraft gegen diesen großen Haufen, der wider uns kommt. Wir wissen nicht, was wir tun sollen; sondern unsere Augen sehen nach dir.“ Wer es in seiner Armseligkeit und Schwachheit auch so macht wie Josaphat, der – so meint Christlieb – dringt ganz gewiß ins Lobetal ein: schon hier auf Erden und dann zu jenem ewigen Lobetal am Thron des Lammes.

An vielen Orten hat Alfred Christlieb gebetet. Wie eindrucklich waren seine Konferenzgebete! Wenn die stillen Gebetsplätze des Kandidaten im Johanneum, des Hilfspredigers in Nümbrecht und des Pastors, der 38 Jahre auf dem stillen Heidberg blieb, erzählen könnten – von wieviel Seufzen, Ringen, Kämpfen, Vertrauen, Siegen, Danken würden sie berichten! Es stimmt, was die Haushälterin Christliebs von seinem Beten sagte: „Wenn man all die Stunden, die unser Pastor im Gebet zugebracht hat, aneinanderreihen würde, so ergäbe das viele Jahre.“

Der Freund Alfred Christliebs, Pastor Ernst Modersohn, den wir an einem früheren Ort als Zeugen für die Kraft der Christliebschen Schriftauslegung angeführt haben, soll uns jetzt auch noch berichten, welchen Eindruck der Beter Christlieb auf ihn gemacht hat:

„Wenn Christlieb betete, dann wurde man alsbald in die Gegenwart Gottes gestellt. Ich habe viele Menschen in meinem Leben beten hören, auch gesegnete Menschen; aber das Gebet

von Alfred Christlieb war etwas Besonderes. Wenn er seine Hände zusammenlegte und die Augen schloß, dann dauerte es wohl ein Weilchen, bis die einfache Anrede ‚Herr‘ aus seinem Munde kam. Aber man merkte es ihm gleich beim ersten Wort an, daß die Menschen um ihn verschwunden waren; er war in der Gegenwart Gottes. Und darum zog er auch die, die ihm zuhörten und mit ihm beteten, in die Gegenwart Gottes hinein. Es waren nicht Worte, die er machte, es waren nicht Gefühle, die er aussprach vor den Ohren der Menschen, es war ein Reden mit Gott, einem gegenwärtigen Gott.”

Wir schließen mit zwei Betrachtungen des Beters Alfred Christlieb über das Gebet.

### Der Brunnen des Anrufers

Da ihn aber sehr düsterte, rief er den Herrn an und sprach: Du hast solch großes Heil gegeben durch die Hand deines Knechtes; nun aber muß ich Durstes sterben und in der Unbeschnittenen Hände fallen. Da spaltete Gott die Höhlung in Lehi, daß Wasser herausging; und als er trank, kam sein Geist wieder, und er ward erquickt. Darum heißt er noch heutigestags „des Anrufers Brunnen“, der in Lehi ist. Und er richtete Israel zu der Philister Zeit zwanzig Jahre.

(Richter 15, 18–20)

*Simson hat tausend Philister erschlagen. Nun hat er den Kinnbacken weggeworfen. Da überfällt ihn der Durst. Er liegt verschmachtet am Wege. Er hat nicht mehr die Kraft, sich bis zur nächsten Wasserstelle zu schleppen. Er fürchtet, sterben zu müssen und in der Philister Hände zu fallen. Da bleibt nur ein Ausweg: er schreit nach oben. Er ruft den Herrn an und sagt ihm seine Not und sagt ihm auch, wieviel der Herr doch früher an ihm und durch ihn getan hat. O man denkt oft, Knechte Gottes, die „tausend erschlagen“, seien vor persönlichen Durstzeiten völlig sicher. Nein, dem ist nicht so!*

*Der Herr hat Großes durch Simson getan; aber nun ist seine eigene Seele jämmerlich daran, wie vielleicht noch nie in seinem Leben. Von oben betrachtet ist es aber doch eine köstliche Lage; denn es bleibt ihm gar kein Ausweg mehr übrig als Schreien zum Herrn. Er ruft den Herrn an. Er ruft aus der Not des brennenden Durstes heraus. Wir wissen nicht, wie lange Simson so rief; nur der Inhalt seines Gebetes ist kurz zusammengefaßt. O welch heiße Inbrunst klingt aus dem Flehen!*

*Genauso kann es einer Seele zumute werden in geistlichen Nöten: Wenn Gott nicht eingreift, komme ich einfach um.*

*Nach diesem heißen Gebet folgt ein einfaches, aber herrliches Wunder Gottes: „Da spaltete Gott die Höhlung in Lehi, daß Wasser herausging.“ Gott spaltete. Niemand sonst konnte es. Wer hätte die rechte Stelle in jener Höhlung treffen können? Gott allein kannte sie. Er spaltete die Höhlung bei Lehi. O daß er spalten wollte all die Felsen an den vielen toten, dünnen Orten! Wäre bei Lehi kein Anrufer gewesen, die Gegend dort wäre vielleicht dürr und trocken geblieben bis heute. O wie wertvoll ist ein einziger Anrufer in einer öden, dünnen Gegend, wo noch kein Leben ist!*

*Jener „Brunnen des Anrufers“ ist ein irdisches Vorbild von Pfingstsegnungen. Gott will gewiß an vielen Orten noch solche Brunnen des Anrufers schenken, wenn nur die Anrufer da sind. Oberlin kam nach dem Steintal. Wie jämmerlich sah es dort aus! Eine dürre Gegend war es, wie bei Lehi. Oberlin meldete sich nicht schleunigst vom Steintal weg in eine bessere Gegend, die mehr einbrachte, sondern blieb im Steintal als ein Anrufer, bis ein Brunnen des Anrufers dort entstanden war.*

*Als Gott die Höhlung gespalten hatte, da trank Simson und lebte wieder auf. Sein Geist, der schon fast einschlafen wollte, kam wieder. Der Platz blieb bedeutsam für sein ganzes Leben. Er bekam den Namen „Brunnen des Anrufers“. Sein heißes, inbrünstiges Flehen erhielt ein Denkmal in dem Namen. Nie vergaß er, wie er damals aus wirklicher Not heraus gebetet hatte. Auch Gottes Freundlichkeit bekam ein Denkmal in dem Namen. Solche Plätze vergißt man nie in seinem Leben, wo es einem zumute war, als müsse man sterben, und wo dann eine wunderbare Erquickung und Segnung von oben folgte.*

*Der Brunnen scheint geblieben zu sein, so daß noch viele da tranken, und darum „heißt er Brunnen des Anrufers bis auf den heutigen Tag“.*

*Wer kann die Segnungen ermessen, die von solchen Orten jahrzehntelang ausgehen, wo solch ein Anrufer gelebt hat und ein Brunnen des Anrufers entstanden ist? Diese Gegend bei Lehi, die man früher mied, weil sie so trocken, so dürr, so langweilig war, die wurde jetzt von manchen aufgesucht. Warum? Es war ein Brunnen dort entstanden, ein Brunnen des Anrufers. Viele tranken jetzt dort, ohne die Not und das Anrufen Simsons durchgemacht und durchgekostet zu haben.*

*Der Weg, wie auch bei uns solch ein Brunnen des Anrufers entstehen kann, ist Johannes 4,14 angegeben. Jesus sagt dort:*

*„Wer das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.“  
Viel Wasser trinken, das Jesus gibt!*

*Der schönste Brunnen des Anrufers ist der, den Jesus geöffnet hat in Gethsemane und auf Golgatha. Da war seine Seele betrübt bis in den Tod. Da hat er Gebet und Tränen mit Geschrei geopfert. Da ist ein Brunnen des Anrufers entstanden, der die Not vieler Tausender von verschmachtenden Menschen gestillt hat bis auf den heutigen Tag. Da ist der rechte Brunnen des Anrufers. Wer da erquickt und gelobt ist, kann selber durchs Jammertal gehen und daselbst Brunnen graben.*

### **Der Fußweg des Paulus von Troas nach Assos**

Wir zogen aber voran auf dem Schiff und fuhren gen Assos und wollten daselbst Paulus zu uns nehmen; denn er hatte es also befohlen, und er wollte zu Fuß gehen. Als er nun zu uns traf zu Assos, nahmen wir ihn zu uns und kamen gen Mitylene. (Apg. 20,13.14)

*Von einer im ersten Augenblick merkwürdig erscheinenden Reiseanordnung des Paulus reden obige Worte. Paulus bestimmte, daß alle seine Reisegefährten den Weg von Troas nach Assos mit dem Schiff machen sollten, während er für sich den gleichen Weg zu Fuß gehen wollte, um nachher in Assos wieder zu ihnen zu stoßen. Weshalb dies? Wir glauben, hier einen wichtigen Wink für alle Jünger Jesu, besonders für alle, die in der Arbeit des Herrn stehen, zu finden.*

#### **I.**

*Wann nahm sich Paulus diese einsame Zeit?*

*Nach einer Zeit besonders reichlichen und brüderlichen Zusammenseins in Troas.*

*Sieben Tage hat er dort mit den Brüdern sein Wesen gehabt. Da gerade, nach dem langen, gesegneten Zusammensein mit den Brüdern, faßt ihn der innere Wunsch, eine Zeitlang allein zu sein. Die Brüder waren köstliche Leute; aber eine andere Begleitung ist ihm jetzt noch nötiger: mit Gott allein sein.*

*O Freunde, daß wir dem zarten Antrieb des Heiligen Geistes immer folgen möchten, wenn er uns nach den herrlichsten Konfe-*

renzen und Versammlungen mahnt, jetzt nach dem Segen der brüderlichen Gemeinschaft auch den Segen der Einsamkeit mit Gott zu genießen!

Paulus hatte sich – wenn wir menschlich reden dürfen – in Troas ganz ausgegeben. Alles, was ihm auf dem Herzen lag an Trost, Mahnung und Warnung, hatte er gesagt. Sollte er nun die Unterhaltung auf der Reise immer weiter und weiter fortsetzen? Dann könnte der gesalbteste Knecht Gottes allmählich zum Schwätzer herabsinken, wenn er es so machte. Statt dessen wechselt jetzt die brüderliche Unterhaltung mit einer Zeit der Stille. Gleicht nicht die Arbeit manches Christen einer vielbewegten, zum Teil überreichlich besetzten Troas-Woche? Wann kommen die stillen, einsamen Fußwege nach Assos?

Sagt an, woran liegt es, daß mancher Bruder, den man früher gern hörte, weil sein Wort voll Salbung und Kraft und aus der Tiefe der Schrift geschöpft war, jetzt leere Worte bringt und an innerer Kraft zurückgeht? Liegt es nicht am Unterlassen der stillen Wege von Troas nach Assos?

Als Paulus nachher wieder den Mund in Milet öffnete, da ging eine neue, göttliche Kraftflut durch seine Worte in die Herzen. Da merkst du, wozu er den einsamen Weg benutzt hat.

## II.

Sodann beachte, wie Paulus diese Anordnung traf! Der Text sagt: „Er hatte also befohlen.“

Paulus war sicher kein befehlshaberischer Mensch. Man sieht aus seinem Brief an Philemon (und vielen andern), daß er tausendmal eher bittet und wünscht, bevor er befiehlt. Aber diesen Wunsch, jetzt eine Zeitlang allein zu sein, kleidete Paulus in Befehlsform. Nicht, als ob er sich damit über seine Reisegeossen erhoben hätte wie ein herrschsüchtiger Tyrann, sondern nur, um gar keinen Zweifel darüber zu lassen, daß er jetzt unbedingt die Stille brauchte.

Wie einst Jesus die Jünger von sich „trieb“, um allein auf dem Berge zu beten, so nötigte Paulus seine geliebten Gefährten, ihn jetzt eine Zeitlang allein zu lassen.

O daß wir mehr Bestimmtheit in solcher Sache zeigten! Wenn man uns von äußeren Vorteilen etwas abziehen will, so wollen wir ruhig bleiben. Will man uns aber unsere Stille zum Gebet nehmen, so laßt uns bei aller Sanftmut auch Festigkeit zeigen!



### III.

*Endlich laßt uns beachten, wie weit diese Anordnung ging: Paulus wollte bis Assos gehen und dann wieder zu den Brüdern stoßen. Also nur eine Zeitlang, ein bis zwei Tage, ging Paulus für sich.*

*Wir müssen uns vor Überspannung nach zwei Seiten hüten: Einmal gibt es Christen, die fast nie allein mit Gott sind, andererseits solche, die immer nur den Segen der Stille rühmen und die großen Vorteile der brüderlichen Gemeinschaft unterschätzen. Beides ist not. Wer zu lange allein bleibt, kann in besondere Versuchungen Satans hineinkommen. Ich traf einen Bruder, der mir sagte: „Ich gehe überhaupt auf keine Konferenz oder dergleichen mehr, sondern erbaue mich nur in der Stille.“ Einige Jahre später sah ich ihn wieder mit verändertem Gesicht und hörte, wie er in eine schwärmerische Bewegung hineingeraten sei.*

*Ach, was sind wir schwache Schäflein, die des Heilands Bewahrung auf allen Seiten brauchen!*

*Gott gebe uns zur rechten Zeit einsame Wege und zur rechten Zeit wieder Anschluß an gesegnete Brüder, damit wir den richtigen Kurs innehalten und in seinem Reich fruchtbar werden!*

Assos-Wege! Alfred Christlieb ist sie in seinem Leben reichlich gegangen. Christusgemeinschaft mit den Brüdern! Alfred Christlieb hat sie reichlich gesucht und ihren Segen erfahren. Darum ist er im richtigen Kurs geblieben und im Reich Gottes fruchtbar geworden. Möge der Blick in sein Leben uns dabei helfen, dieselbe Erfahrung zu machen!

## **Weitere noch lieferbare Bücher von Theodor und Alfred Christlieb:**

Wer Theodor und Alfred Christlieb noch näher aus ihrem Schrifttum kennenlernen möchte, der sei auf die folgenden Bücher verwiesen:

**Theodor Christlieb**

*Eine Auswahl aus seinen Predigten und Schriften*

1983

Verlag und Schriftenmission der Evangelischen Gesellschaft für  
Deutschland, Wuppertal

**Alfred Christlieb**

*Der Apostel Paulus*

5. Auflage 1981

**Alfred Christlieb**

*Ich freue mich über dein Wort*

2. Auflage 1977

**Alfred Christlieb**

*Ich suche, Herr, dein Antlitz*

1974

Verlag der Francke-Buchhandlung, Marburg



**Die beiden Biographien über Theodor und Alfred Christlieb sind in den fünfziger Jahren von zwei verschiedenen Verlagen in gesonderten Büchlein veröffentlicht worden. Nun erscheinen sie – etwas überarbeitet – noch einmal in einem Band vereinigt.**

Für die Herausgabe sprechen zunächst zwei Gedenktage. Der 150. Geburtstag von Theodor Christlieb fällt auf den 7. März 1983. Sein Sohn Alfred wurde am 21. Januar 1934 heimgerufen. Der Todestag jährt sich also 1984 zum 50. Male.

Die Gedenktage fallen in zeitliche Nähe. Viel wichtiger ist aber die geistliche Nähe, in der Vater und Sohn verbunden sind. Der Untertitel des Buches weist darauf hin: »Die Lebensgeschichte zweier Männer, die Christus und die Brüder liebten.«

Christlieb – was für ein schöner Name! Die beiden Christliebs hießen nicht nur so, in ihrem Namen ist vielmehr ausgesagt, was ihres Lebens tiefste Freude und verpflichtender Auftrag war. Sie kannten und liebten Christus als ihren Heiland und Herrn und waren allen Jüngern Jesu in brüderlicher Liebe verbunden. Sie wollten andere zu Christus rufen, daß sie ihn auch lieben und seine Zeugen sein sollten. Der Vater Theodor tat das als akademischer Lehrer, der Sohn Alfred als Gemeindepfarrer. Aber weit über ihren engeren Rahmen hinaus waren der Professor und der Pastor dem ganzen Volk Gottes in Deutschland bekannt und wurden von ihm geliebt.

Möge der Bericht von ihrem Leben und Wirken noch einmal eine freundliche Aufnahme finden!

ISBN 3 88002 183 X



**Verlag der  
Liebenzeller Mission  
Bad Liebenzell**

**EDITION C**